

Christian Knieps
Kaleidoskop. Erzählungen



Alles im Griff

Als mir meine Freundin bei einem unserer seltener gewordenen Gespräche übers Telefon sagte, dass sie alles im Griff habe, schlugen bei mir alle Freundin-in-Not-Alarmglocken auf einmal an. Alles im Griff! Wie sich das schon anhört! Wie ein gehetzter Kleinkrimineller, der sich selbst einredet, dass er den Mist noch geregelt bekommt, wenn er noch mehr Mist produziert. Oder wie ein suchtkranker Spieler, der noch mehr in den Automaten wirft, weil das nächste Spiel sein Leben garantiert verändern wird.

Ich sage ihr noch im Telefonat, dass ich alles stehen und liegen lasse, um den weiten Weg zu ihr zu fahren, auch wenn es mir familiär – genau genommen – überhaupt nicht in den Kram passt. Aber es ist die Freundin aus den alten Tagen, als wir noch jung und wild waren. Wobei jung und wild im Vergleich zum heutigen Spießleben gesehen werden muss; wirklich Radikale oder Unabhängige sind wir nicht gewesen.

Sie beteuert, dass ich nicht kommen brauche, es regle sich gerade alles von alleine wieder. Da war es! Sie hatte nur vermeintlich alles im Griff. Wer sagt auch schon: Ich habe alles im Griff?!

Ich denke die ganze Zeit darüber nach, was schiefgelaufen sein mochte, was sie regeln muss. Hat sie sich vielleicht einen Typen angelacht, den ich nicht kenne, der aber ein Spinner ist? Mit Männern hatte sie noch nie was im Griff gehabt – das scheint mir das Naheliegendste zu sein. Oder Geldsorgen? Sie hat schon immer gerne über ihre Verhältnisse gelebt und oft schon Geld ausgegeben, das sie noch gar nicht hat.

Ich will sie fragen, aber etwas bremst in mir, und wir schweigen uns an. Worst case! Sie weiß, dass ich ihr nicht glaube, und ich weiß, dass sie es weiß. Sie möchte scheinbar keine Hilfe, sagt es aber nicht – die Frage ist: Warum? Bei Geldsorgen könnte ich ihr helfen. Bei Problemen mit ihrem Umfeld oder ihrer Arbeit könnte ich helfen. Kann sich also nur um einen Typen handeln! Setze ich alles auf eine Karte?

Alles im Griff! Ich habe alles im Griff! Ich wiederhole den Satz fast mantraartig in meinem Kopf. Sie wünscht mir aus dem Nichts noch einen schönen Abend, ich solle nicht vorbeikommen, und wir könnten in ein paar Wochen nochmal telefonieren. Meine Nackenhaare stehen alle zu Berge, doch ich bin viel zu gelähmt, um mehr als ihr zuzustimmen. Sie legt auf, und ich höre buchstäblich das Nichts in der Leitung. Ich lege das Handy weg und frage mich ernsthaft, ob ich alles im Griff habe. Scheint wohl nicht so zu sein!

Quality-Time

Ich bin auf dem Weg in den Keller, um die Wäsche aus der Waschmaschine in den Trockner zu räumen. Tür auf, Wäsche raus, Tür zu, ausschalten, Tür vom Trockner auf, Wäsche rein, Tür zu, einschalten. Ich drücke den Rücken durch, atme tief ein und aus, lausche kurz, nehme mein Handy aus der Hosentasche und möchte ein paar Nachrichten lesen, als von oben ein durchdringendes Kindergeschrei zu mir dringt. Ich stecke das Handy weg, schalte es noch in der Hosentasche aus, laufe nach oben, sehe die Ursache des Geschreis, ärgere mich, worüber die Kinder sich geärgert haben, und erkläre beiden, dass die Spielsachen dafür da sind, dass beide damit spielen können. Ich verzichte für den Moment auf den spannenden Bericht, den ich in meiner Online-App gesehen hatte, möchte ihn mir für später merken und weiß jetzt schon, dass ich ihn nur per Zufall wiederfinden werde. „Nicht so wichtig“, sagt meine Frau immer, und sie hat recht, es ist bei weitem nicht wichtig, aber das Lesen des Artikels in völliger innerer und äußerer Ruhe wäre für mich reine Quality-Time, etwas, von dem ich nur noch eine vage Ahnung habe, was das einmal war. Das Spannende am Vaterwerden und der Übernahme von Babycare und erweiterten Haushaltsprozessen ist nicht so sehr die Veränderung im Verhalten, die damit einhergeht; nicht die aufbauende Bindung zum Baby, die man trotz aller Sorgen und Arbeit niemals infrage stellt, nicht das eigene Fertigsein und Arbeiten am Rande eines Burnouts, nicht die Streitereien innerhalb der Partnerschaft, die durch einen veränderten Fokus neu verhandelt werden müssen, nein, es ist das eigenständige und höchst freiwillige Aufgeben des eigenen Zufriedenseins, in dem festen Glauben, dass das Vatersein den Verlust nicht nur ausgleicht, sondern sogar übertrifft.

Dem ist – zumindest bei mir – nicht so; und mir wird langsam bewusst, dass es allen Beteiligten gegenüber unfair ist, das zu erwarten. Ich stecke in diesem Gedanken, als ich es rieche – schnappe mir das Kind, lege es auf den Unterarm, greife professionell in die Windel, schiebe sie weg, sehe und rieche den Haufen, mache Spaß mit dem Kleinen, bringe ihn zum Wickeltisch, hole eine neue Windel raus, Body auf, Windel auf, Feuchttücher, Windel als Paket zusammenfalten, ab damit in den Windeleimer, neue Windel an, Body zu, Kind wieder runter vom Wickeltisch – zum Glück ist Sommer, da geht das alles einfacher. Wo waren meine Gedanken? Ehe ich ihn wieder aufnehmen kann, erreicht mich die Frage – ist es eine Frage oder etwas anderes? –, ob ich mich um das andere Kind kümmern kann, da bei meiner Frau ein eigenes Bedürfnis ansteht. Ich nehme die Kleine, gehe zur Couch, setze mich, fange an zu spielen, da kommt der Große und reißt mir beinahe die Kleine aus der Hand. Schimpfen bringt nichts, die Kinder sind in dem Alter bei sich selbst, also werde ich zwar lauter, aber mehr körperlich, was den Großen zur Rauferei auffordert – ein klassischer Fall in meinem Leben, wo ich versuche, nonverbale Kommunikation mit dem Kind zu führen, es aber

völlig anders verstanden wird – der Erfahrungshorizont und die Kontextualisierung und so. Hilft der Gedanke? Im Moment keinen Meter!

Das Kind auf dem Arm fängt bald das Nölen an; es hat Hunger und ich warte auf die Rückkehr meiner Frau, die das Kind doch hören muss. Stehe auf, laufe herum, wippe, gebe dämliche Laute von mir, die jedoch schon länger weit unterhalb der Schamgrenze sind, seitdem diese auch massiv verlegt wurde, stupse das Kind mit meiner Nase an seins, knutsche es, lache gestellt, doch als sich das zarte Lächeln bei ihr in einen Ausdruck bitterster Zitrone verwandelt, weiß ich: Es ist kurz vor der Eskalation. Zum Glück kommt meine Frau von ihrer Quality-Time zurück (a. k. a. Toilettenbesuch), fordert von mir einen obligatorischen, wie im Ergebnis unsinnigen Windelwechsel ein, den ich natürlich durchführe, und kaum, dass die Kleine an der Brust der Mama ist und ich den Gedanken an den Artikel aus dem Keller wieder greifen kann, kassiere ich die nächste Aufgabe und halte meinen Großen davon ab, auf meine Frau und das Baby zu klettern, wehre die zarten Versuche einer Rebellion gegen meine Umklammerung ab, gehe mit ihm in die Spielecke und teile meine Spielzeuggarage, in der er seine Autos parken möchte. Den Artikel habe ich längst vergessen, war aber wohl auch nicht wichtig.

Nachbarn

Rastlos ziehe ich neuerdings Bahnen durch meine Wohnung. Es sind die Nachbarn, die mich dazu bringen – dazu zwingen. Denn ich habe keine Ahnung, was ich machen soll. Ich, der sonst immer schnell eine Lösung parat hat, um eine entstandene Situation sinnvoll zu meistern oder sie aber schon im Entstehen zu verhindern. Mit diesem Talent rühme ich mich in meinem Bekannten- und Freundeskreis. Nun muss ich mir aber selber eingestehen, dass mir die Lösungsmöglichkeiten fehlen.

Unsere Nachbarn sind jung, sehr jung. Und schon Eltern. Sie sind laut, das Kind schreit dauernd, die beiden schreien sich öfters an. So sehr, dass man sie in ein Seminar für Konfliktlösungsstrategien schicken will – wenn die Hoffnung bestünde, dass es etwas bringen würde. Aber das Geschrei wird wohl nicht weniger werden. Was in einem hellhörigen Haus dazu führt, dass man bei der Zeugung, der Geburt, dem ersten Stillen, dem ersten Zahn und dem ersten Wort dabei gewesen ist. Was aber kein Problem darstellt, wenn man diese Zwischengeräusche gekonnt ignorieren kann. Dann machen wir halt die Musik etwas lauter – quid pro quo.

Schwierig ist es aber erst seit ein paar Tagen. Ich hatte an einem Wochentag frei und war zu Hause, beschäftigte mich mit dem müßigen Nichtstun, als plötzlich in der Etage über mir ein Streit ausbrach. Es hörte sich wie immer an, und ich war schon gewillt, die Musik anzumachen, als ich einen dumpfen Ton hörte. Sogleich war es augenblicklich leise. Dann knallte eine Türe und ich

hörte im Treppenhaus, wie jemand nach draußen stürmte. Ich war wie in Schockstarre. Nach und nach wurde ich eines Wimmerns gewahr, und ehe ich mich durchringen konnte, aufzustehen und nachzusehen, hörte ich das Kind schreien. Nur wenige Momente später wurde das Kind getröstet und ich war für den Augenblick beruhigt.

Aber konnte ich tatsächlich beruhigt sein? Ich ging davon aus, dass er sie geschlagen hatte und sie zu Boden gestürzt war. Wollte ich sie darauf ansprechen oder lieber abwarten? Oder den Vorfall gar an eine offizielle Stelle melden? Polizei, Jugendamt, dem Seelsorger? Nichts schien mir die richtige Lösung zu sein, und als ich sie einen Tag später humpelnd mit dem Kinderwagen den Bürgersteig entlanglaufen sah, war die Konfusion raumgreifend. Ich sprach mit meiner Frau über dieses Thema und musste sie von übereilten Schritten abhalten – was, wenn wir mit einer Meldung mehr kaputtmachen, als dass wir heilen? Wie die meisten persönlichen Entscheidungen haben gerade solche, die direkt in die Beziehung von zwei Menschen eingreifen, nicht nur positive Eigenschaften. Und die Negativen konnte ich mir lebhaft ausmalen. Am Ende wären wir vielleicht sogar dafür verantwortlich, dass das Kind ohne Vater aufwächst. Allerdings: Was wäre, wenn wir das Kind vor einem gewalttätigen Vater beschützen könnten? Und die Mutter gleich dazu. Was, wenn dieser Ausraster eine einmalige Sache war, aus der er gelernt hatte? Die Wahrscheinlichkeit scheint zwar gering, aber sie existiert. Wo kann man hierbei die Verhältnismäßigkeit ansetzen, hinter der sich die Gerichte meist verstecken, wenn sie unliebsame Entscheidungen treffen müssen?

Meine Frau ist eben nach Hause gekommen. Wir unterhalten uns mal wieder über dieses eine Thema, das wir seit Tagen haben. Es gibt nichts Neues, nichts, das die Entscheidung einfacher oder wenigstens klarer macht. Keine neuen Erkenntnisse, keine neuen Lösungsmöglichkeiten. Die sinnvollste Variante, die wir uns überlegt haben, ist die direkte Ansprache an die Mutter. Sie scheint das Opfer zu sein, daher müssen wir sie als erstes darauf ansprechen. Ich raffte mich auf, ringe mich zu einer endgültigen Entscheidung, schaue aus dem Fenster, ob der Nachbar da ist, doch er ist noch auf Arbeit oder woanders. Auf jeden Fall steht sein Auto nicht vor dem Haus. Ich wage es und gehe die Treppe nach oben, klopfe, warte. Ich spüre den Kloß im Hals, und als die Türe aufgeht, habe ich das Gefühl, sie weiß, was ich von ihr will.

In weniger als einer Minute bin ich wieder in meiner Wohnung. Meine Frau schaut mich mit großen, erwartungsfrohen Augen an, doch alles, was ich berichten kann, ist, dass wir uns mal am Arsch lecken und uns um unsere eigenen Probleme scheren sollen. Diese feindselige Aussage der Nachbarin lässt die fragile Ruhe meiner Frau implodieren und beruhigt keinen von uns beiden. Wir beide sind uns im Klaren, dass zwischen den beiden Jungerwachsenen noch ein kleines Kind lebt, das schutzlos ist, wenn es zwischen die streitenden Fronten gerät. Was aber machen, wenn keine der möglichen Alternativen wirklich zu helfen scheint? Ich ziehe wieder rastlos meine Bahnen und

suche angestrengt nach einer Lösung. Und ich muss zugeben, dass mir trotz meiner Fähigkeit, Lösungsmöglichkeiten zu finden, jedwede Lösung fehlt.

Geladen

Ich hatte die Angewohnheit, alle elektrischen Geräte kaputtzumachen. Nicht, dass ich sie herunterwarf oder einen Eimer Wasser drüberschüttete, nein, ich musste sie nur berühren. Dann bestand eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit, dass die Geräte danach nicht mehr angingen. Ich hatte keine Ahnung, wie ich das machte, aber es passierte. Dass ich damit meinen Mann zum Durchdrehen brachte, ist sicherlich leicht vorstellbar. Immer wenn er ein neues Gerät besorgte, musste es so aufgestellt werden, dass ich nicht darankam. Ich durfte auch keines seiner Heiligtümer saubermachen, das machte er selbst. Beinahe das einzige, das er selber machte, aber immerhin.

Vor kurzem habe ich mich sogar selbst in meinem Auto gefangen. Ich habe die Tür berührt, eher aus Zufall, und die Schlösser gingen zu. Jetzt ist allgemein bekannt, dass Autos von innen immer zu öffnen sein müssen, doch in meinem Fall war das anders. Ich saß fest. In meiner Not fuhr ich zur Werkstatt, und der Mechaniker, dem ich durch die Scheibe erklärte, was die Sachlage ist, lachte nur. Das sei nicht möglich, meinte er. Und doch wunderte er sich nicht schlecht, als er es mit seinen eigenen Augen sah. Er hingegen konnte die Türe von außen einfach öffnen und ließ mich aussteigen. Er stieg ein und versuchte die Verriegelung, die einwandfrei funktionierte. Daraufhin stieg ich wieder ein und erneut war ich gefangen.

Seither fuhr ich mit einem leicht geöffneten Fenster, damit Luft ins Auto reinkam, selbst wenn ich gefangen war. Zu Hause hatte ich für mich selbst Laufwege definiert, in denen ich keinen Schaden anrichtete. Und mein Handy war so alt, dass ich es wohl gar nicht kaputter machen konnte, als es schon war.

Mein Mann kam vor kurzem auf den Gedanken, dass ich vielleicht kaputte Geräte wieder ganz machen könne. Quasi wiederbeleben. Doch das ging schief, kein einziges wollte nach meiner Berührung wieder funktionieren. Dafür bekam mein Mann mehrere Stromschläge von mir ab, sodass wir entschieden, uns nicht mehr zu berühren, wenn wir beide auf dem Teppich im Wohnzimmer standen.

Die Angst, elektrische Dinge zu zerstören, die unter Umständen nicht mal uns gehörten, ließ mich sehr an mir selbst zweifeln. Ich zog mich immer mehr zurück und lebte in meinem Haus, in dem ich die Wege kannte.

Bis vor einer Woche, als ich nach dem Duschen und mit nassen Füßen im Flur auf den Boden fiel. Ich schlug hart auf und blieb für einen Moment liegen, mit allen Vieren von mir gestreckt. Es schien nichts gebrochen zu sein, zumindest hatte ich nur leichte Schmerzen. Was aber vor allem

anders war, war, dass ich plötzlich ein sonderliches Gefühl in meiner Bauchgegend hatte. Es war, als ob ich entladen wurde. Wie genau, weiß ich nicht.

An diesem Tag konnte ich alles berühren, ohne dass ich eine gewischt bekam. Ich war mir noch nicht klar darüber, ob der Sturz die Heilung war, denn am nächsten Tag kam die elektrische Spannung wieder. Also legte ich mich erneut auf den Boden im Flur, streckte alle Viere weit von mir und entlud mich.

Ich hoffe inständig, dass mich niemand außer meinem Mann dabei sieht, wie ich mich im Flur entlade. Erklären kann ich sowieso keinem, was da jeden Tag passiert. Aber Hauptsache, ich kann wieder einigermaßen normal leben.

Mein Hund, mein Wahnsinn

Ich halte mich für einen glücklichen Menschen, wenn alles in seinen rechten Bahnen läuft. Dann entschied ich mich dazu, mir einen Hund anzuschaffen, und erschuf gleichzeitig meinen eigenen Wahnsinn.

Der Plan war denkbar einfach: Ich hole mir einen Welpen, nehme einen ganzen Monat Urlaub, erziehe ihn und Sorge dafür, dass er stubenrein wird, und gehe, wenn das Größte überstanden ist, wieder arbeiten. Abends würde mich dann freudestrahlend mein treuer Begleiter erwarten, mit dem ich zum Toben auf die Hundewiese gehen könnte.

Als ich Tommy das erste Mal sah, war ich sogleich dahingeschmolzen. In die sanftmütigen Labradoraugen verliebte ich mich auf den ersten Blick und so zog Tommy bei mir ein. Der erste Monat war dann auch der Himmel auf Erden! Ich hatte Urlaub, konnte den ganzen Tag den kleinen Welpen umsorgen, ihn bespaßen und mit ihm draußen sein.

Alles war perfekt, bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich wieder arbeiten ging. Wie jeden Morgen war ich früh mit ihm eine große Runde gegangen, dann aber den ganzen Tag unterwegs gewesen, und als ich abends nach Hause kam, wollte ich die Türe lieber wieder zumachen und gehen.

Tommy stand zwar schwanzwedelnd vor mir und freute sich über alle Maßen über meine Rückkehr, doch meine Wohnung hatte nur noch wenig mit der zu tun, die ich verlassen hatte. Kopfkissen waren zerfetzt, alle Schuhe, die draußen gestanden hatten, waren angenagt – ein erstaunliches Ergebnis, wenn man bedenkt, dass der Kleine erst knapp vier Monate alt war. Vasen lagen auf dem Boden, die Blumen waren angeknabbert, Tischbedeckungen waren zum Teppich umfunktioniert worden und ob ich jemals die Fernbedienung meines Fernsehers wiederfinden würde, stand noch in den Sternen.

Ich wollte ausrasten, durchdrehen, doch Tommy freute sich nur, mich zu sehen. Ich konnte nicht anders, als mich zu ihm zu bücken und ihn zu streicheln. Die Tränen in meinen Augenleckte er

weg und ich war augenblicklich wieder verliebt. Trotz des Chaos und trotz des Wahnsinns, der in mir erwachsen war und den ich die nächsten Monate stetig bekämpfen musste.

Ich probierte es mit noch längeren Spaziergängen, Suchspielen, Apportieraufgaben, sogar mit einem Laufband versuchte ich es, doch Tommy war nicht zu stoppen, wenn ich nicht zu Hause war. Ich hatte – man konnte es gar nicht anders sagen – einen hyperaktiven Kontrollfreak großgezogen, der durchdrehte, wenn er nicht wusste, was er mit seiner Energie machen sollte.

Das alles geschah vor drei Jahren. Inzwischen haben wir uns beide mit der Situation arrangiert. Er darf mich kontrollieren und ist ein wenig erwachsener geworden, und ich habe zusammen mit meiner Wohnung einen massiven Veränderungsprozess durchlaufen. Seit neuestem frage ich mich, ob ich durch Tommy unfähig geworden bin, eine Beziehung zu einem anderen Mann einzugehen. Aus Angst vor Tommys Eifersüchteleien.

Doch dann kam das Glück zurück, und Arne trat vor kurzem in mein Leben, der selbst zwei Hunde hat. Zwei Hunde, die so gar nicht wie Tommy sind. Erzogen und mit perfektem Sozialverhalten. Es knallte kurz, als wir alle fünf das erste Mal aufeinandertrafen, doch siehe da – Tommy war auf einmal wie ausgewechselt. Plötzlich hatte er seine Aufgabe im Rudel gefunden. Und so langsam verschwindet auch mein Wahnsinn. Nur auf dem Boden werde ich nichts mehr liegen lassen. Nie wieder! Versprochen!

Feine Linien

Unsere Wege hatten sich schon mehrfach getrennt und immer wieder gekreuzt. Diese Frau war wie eine Sucht, die ich zwar temporär bändigen, aber nicht besiegen konnte. Sobald sie mir über den Weg lief, kamen alle Erinnerungen an unsere gemeinsamen Zeiten hoch – doch, wie durch einen Filter gesiebt, nur die guten. Das war das Dilemma, in dem ich steckte!

Gestern war es wieder so weit gewesen. Wir hatten uns vor einem knappen halben Jahr getrennt und waren unsere eigenen Wege gegangen. Mir war es wunderbar gelungen, sie bald schon, wie bei einem erfolgreichen Cold Turkey, aus meinem Kopf und den Gedanken zu verbannen. Ihr wäre es nicht sehr viel anders gegangen.

Aber dann – aus heiterem Himmel rief sie bei mir an. Sie müsste mit mir über ein Thema reden. Einem Problem, bei dem nur ich ihr helfen könnte. Weil ich doch ihr Seelenverwandter sei.

Ihr Seelenverwandter! Da war es wieder! Bäm! Wie aus dem Nichts schossen mir Bilderserien durch den Kopf, ich sah uns beide, wie wir über einen Boulevard Arm in Arm schlenderten und ich ihre Haare küsste; ich meinte sogar, den Duft ihres Haares in der Nase zu haben. Und das, obwohl ich sie seit so langer Zeit nicht mal mehr gesehen hatte!

Mir verblieb noch gerade genug Zeit, mich auf ihren Besuch vorzubereiten, doch auf diese Naturgewalt kann man sich nicht vorbereiten. Sie stand vor der Türe, ich ließ sie herein, und von den folgenden Stunden blieb nichts weiter als ein farbenreicher Rausch in meinen Erinnerungen zurück. Zwischen meinen Küssen auf ihrer Haut und den leidenschaftlichen Spielen müssen wir irgendwann auch geredet haben. Da bin ich mir felsenfest sicher!

Jetzt stand ich also wieder vor der Aufgabe, die feine Linie zwischen unseren Lebensentwürfen zu finden. Einfach, um diese feine Linie erneut als Grenze zu markieren. Denn sollte ich das nicht schaffen, würde mein Leben in einem einzigen Rausch versinken, und ich wäre ihr hoffnungslos ausgeliefert.

Varyx

Den ganzen Tag lang lief schon der Fernseher. Das bläulich wirkende Flimmern warf merkwürdige Schatten in den abgedunkelten Raum, in dem Timothy stand. Es war seine Eigenheit, beim Fernsehen zu stehen, und auch nur in einem abgedunkelten Raum. Weil ihn das Sonnenlicht viel zu sehr von den Geschehnissen auf dem Bildschirm ablenken würde, sagte er immer. Dass er stand, hatte die einfache Bewandnis, dass er zuweilen bei gewissen szenischen Sequenzen Angstschübe bekam, die so stark auf ihn wirkten, dass er ihnen nachgeben musste. Er musste es einfach tun und versteckte sich, es blieb ihm keine andere Wahl. Den Mut, diesen Angstreiz auszuhalten, hatte er nicht. Das wusste Timothy und hatte längst damit abgeschlossen. Indem er akzeptierte, dass es Rahmenbedingungen für das Fernsehen gab, akzeptierte er außerdem, dass er beim Fernsehen nicht entspannen konnte. Sondern es war Arbeit. Harte, widerliche Arbeit, der er sich aber nicht entziehen konnte. Hier fehlte nicht nur der Mut, sondern er wollte es auch nicht. Fernsehen war für ihn das Tor zur Welt außerhalb des Hauses, das er seit längerem nicht verlassen hatte. Offiziell hieß es, er habe eine Lichtallergie der höchsten Stufe, doch seine Eltern wussten, dass er nur schauspielerte. Sie hatten ihn einmal dabei erwischt, wie er sich hinter einer Hecke versteckt die Arme aufkratzte, um die Allergie vorzutäuschen. Zuerst ließen sie ihn gewähren und schützten ihn vor seiner eigenen Lüge, doch dann fehlte ihnen irgendwann der Mut, ihm zu sagen, dass er sich behandeln lassen müsste.

Seit Timothy in seinem Zimmer lebte, abgedunkelt, ausgemergelt, stets bereit, hinter die Couch zu springen, wenn das szenische Treiben zu heftig wurde, hatte er sich nicht mehr blutig kratzen müssen. Seine Mutter kam zwei Mal am Tag vorbei und sah nach ihm, stellte ihm Wasser und etwas zu essen auf den kleinen Tisch, sah in der angrenzenden und vom Vater nachträglich eingebauten Toilette nach, ob noch alles in Ordnung war, und schloss dabei sogar die Zimmertüre, damit das Licht aus dem Flur nicht zu sehr auf Timothy fiel.

Die Eltern dachten, dass sie ihren Sohn so weit verstanden, dass er nichts anderes wollte, als fernzusehen. Doch Timothy wusste viel mehr über seine Eltern, als sie ahnten. Denn wenn sein Vater zur Arbeit fuhr und seine Mutter den Halbtagsjob in einer kleinen Drogerie am Ende der Straße antrat, kam Timothy aus seinem Zimmer heraus und streunte durch das Haus. Meistens ziellos und ohne dass er etwas anfasste, sondern eher aus dem Grund, herauszufinden, ob eine Bedrohung für ihn existierte, von der er wissen müsste. Doch in der Regel fand er nichts. Was er allerdings jeden Tag prüfte, war die Türe zum Dachboden, in dem der Vater seine wichtigsten Gegenstände aufbewahrte. Timothy wusste von seinem Vater, dass er zwar ein guter Mensch war, aber auch seine dunklen Züge besaß, die er jedoch nicht beschreiben konnte. Er spürte nur die Dunkelheit, wenn sein Vater ihm nahekam – und es war eine andere Dunkelheit als jene, die er in seinem Zimmer hatte. Keine optische Dunkelheit, sondern eine kalte, tiefergehende Dunkelheit ohne Namen.

Auch an diesem Tag ging Timothy durch das Haus und er berührte nichts außer die Klinke zum Dachboden. Aus irgendeinem Grund gab die Klinke nach. In Timothy wallte die Angst in wilden Schüben und er stürzte ohne Rücksicht auf irgendeinen Gegenstand, der ihm im Weg stehen konnte, in sein Zimmer und warf sich in sein Versteck. Er lauschte, doch es war nichts zu hören. Er versuchte zu erspüren, ob etwas Fremdes, etwas Bedrohliches in das Haus gelangt wäre, doch da war ebenfalls nichts. Nach einer Weile kam Timothy auf den Gedanken, dass es wohl gar keine Bedrohung gab, sodass er aus seinem Versteck hervorkroch und auf leisen Sohlen zur Tür schlich, hinaussah und nichts Ungewöhnliches entdeckte.

Indem sich Timothy durch einen Blick auf die Uhr versicherte, dass seine Eltern noch lange nicht nach Hause kamen, trat er aus seinem Zimmer heraus und schlich zur Türe zum Dachboden zurück. Bei jedem Schritt blieb er stehen, prüfte seine linke Seite, dann seine rechte, und blickte nach hinten, ob sich etwas in seinem Nacken näherte. Doch es blieb alles still. Er erreichte die Türe, die weithin offen stand. Er konnte in den Dachboden hineinsehen und sah erst einmal kaum etwas anderes als ein offen isoliertes Dach und eine Treppe, die einige Stufen hatte. Wenn er es sich genauer überlegte, hätte er auch nichts anderes erwarten können, denn sein Vater war sehr darauf bedacht, dass niemand erfuhr, was auf dem Dachboden vor sich ging. Somit musste sein Vater Sorge dafür tragen, dass jemand, der zufällig ein paar Treppenstufen nach oben kam, nichts weiter als das Dach zu sehen bekam. Es musste wie ein normaler Dachboden wirken, der nichts Interessantes barg.

Timothy musste sich einen Schlachtplan für den Fall überlegen, dass er mitten auf der Treppe stand und plötzlich etwas oben auf dem Dachboden oder hinter ihm erschien und ihm den Fluchtweg versperrte. Beinahe wäre er wieder in sein Zimmer geflüchtet, doch aus irgendeinem Grund setzte er seinen Fuß auf die erste Treppenstufe. Wiederum alle vier Seiten stetig prüfend, stieg er die

Treppe hinauf und schaute über den Rand des Einschnitts, indem er sich auf seine Zehenspitzen stellte. Hier oben schien keine Bedrohung zu sein, und auch standen überraschenderweise nur sehr wenige Gegenstände in dem Raum.

Timothy hatte ein riesiges Lager erwartet, mit sehr vielen Gegenständen, denn er konnte sich erinnern, dass sein Vater früher des Öfteren mit einem Gegenstand unter dem Arm auf dem Dachboden verschwunden war und ohne ihn wiederkam. Wo diese Gegenstände geblieben waren, fragte er sich, aber vielleicht hatte sein Vater den Dachboden in der letzten Zeit entrümpelt, während Timothy in seinem abgeschotteten Zimmer fernsah. Doch irgendetwas in ihm wollte das nicht glauben – es musste eine andere Erklärung geben. Er drehte sich nach allen Seiten und suchte den einen Gegenstand, den es zu finden galt. Woher Timothy wusste, dass er genau nach einem einzigen Gegenstand suchte, konnte er sich nicht zusammenreimen, doch als er seinen Blick auf eine aufgerichtete und scheinbar schwebende Armeedecke in tiefem Schwarzgrau richtete, ahnte er, dass er den Gegenstand gefunden hatte. Langsam ging er darauf zu und je näher er der Decke kam, desto stärker wurde seine Anspannung. Sie wuchs so sehr, dass er sich beinahe nicht getraut hätte, die Decke anzuheben, um zu schauen, was darunter war. Er wollte wieder zurück in sein Zimmer und sich überlegen, ob er beim nächsten Mal den Mut finden würde, das Geheimnis zu lüften. Aber was, wenn es kein weiteres Mal gab? Immerhin hatte der Vater die letzten zwei Jahre kein einziges Mal die Türe unverschlossen gelassen. Was, wenn es wieder zwei Jahre dauern würde? Was, wenn es noch länger dauerte? Vielleicht bis in alle Ewigkeit? Könnte Timothy so lange aushalten?

Diese Unsicherheit entschied für ihn die quälende Frage und er legte die Hand auf die Decke. Im ersten Moment fühlte sich die Decke wie eine normale Decke an, die man über sich legt, um darunter einzuschlafen. Auch im zweiten und dritten Moment änderte sich nichts, sodass Timothy schon dachte, dass die Decke nur deswegen über dem Gegenstand war, um ihn vor Staub und Alterung zu schützen. Diese neue Frage ließ seine Gedanken kurz schweifen, und just in diesem Moment zog er die Decke vom Gegenstand. Was vor ihm stand, war ein Spiegel. Ein mannshoher Spiegel, in dem sich Timothy betrachten konnte. Ein Spiegel! Nichts weiter war daran zu erkennen, sondern nur sein Spiegelbild. Timothy war enttäuscht und ging langsam auf die Rückseite des Spiegels, der immer noch ein Spiegelbild für ihn bereithielt. Jetzt konnte er ihn noch berühren, aber mehr als kaltes Glas, auf dem seine schweißnassen Fingerabdrücke kurz zu sehen waren, ehe sie wieder verschwanden, war nicht zu spüren. Kein paralleles Universum, das sich dahinter öffnete, kein Tor zur Vergangenheit oder Zukunft oder irgendetwas in der Art, was er schon mal in einer Fernsehsendung gesehen hatte. Er schaute an den Rand des beinahe randlosen Spiegels, doch seine Untersuchung brachte nur eine kleine Gravur zutage: VARYX.

Timothy war enttäuscht, hob die Decke vom Boden und versuchte, sie so gut es ging, über den Spiegel zu werfen, sodass sein Vater nach seiner Rückkehr von der Arbeit keine Veränderung feststellen würde. Auf der anderen Seite war noch eine kleine Stelle des Spiegels unbedeckt und Timothy schaute in der letzten Hoffnung hinein, dass der Spiegel doch mehr sei als nur ein gläsernes Etwas, aber er sah nur sich selbst, wie er ein leicht zorniges und enttäuschtes Gesicht machte. Mit dieser Geste schob er die Decke über den Spiegel und verhüllte ihn so, dass er meinte, die Verhüllung ähnelte der seines Vaters. Langsam durchwanderte Timothy den Raum, suchte den Dachboden nach spannenden Dingen ab, musste aber feststellen, dass er nichts fand, das von Interesse war. Ein paar alte Sachen, die er sogar von den unteren Etagen her kannte, alte Haushaltsgeräte, Kleidungsstücke und anderen Kram. Es schien, als wäre dies hier ein normaler Dachboden mit einem normalen Spiegel und anderen normalen Gegenständen.

Timothy schaute kurz nach, ob alles seine vorherige Ordnung hatte, und kletterte die Treppe nach unten. Dort schloss er die Türe zum Dachboden, prüfte die Klinke nach Stellung und Fingerabdrücken, doch diese war so sehr abgenutzt, dass sein Vater nicht erkennen würde, dass er oben gewesen war – insbesondere, da sein Vater nie festgestellt hatte, dass Timothy täglich die Klinke auf Verschluss prüfte. Er schlich in sein Zimmer zurück und setzte sich auf die Couch. Ehe ihm auffiel, dass er fernsah, ohne zu stehen, musste es Abend geworden sein, denn seine Mutter klopfte, und das tat sie nur, um ihm das abendliche Essen zu bringen. Timothy reagierte panisch und sprang auf die Türe zu, schmiss sich mit seiner Schulter dagegen und schrie lauthals wie ein Wahnsinniger vor sich her. Nach einem kurzen Versuch der Beruhigung zog seine Mutter ab und Timothy war für den Moment gerettet. Auch wenn eine solche Explosion ein neuer Moment war und sich daraus wieder Neuerungen in der Beziehung zu seinen Eltern ergeben würden, musste er unter allen Umständen verhindern, dass ihn seine Mutter sah, wie er normal auf der Couch saß und in den Fernseher starrte.

Mit dem Rücken an der Tür glitt Timothy auf den Boden und musste zugeben, dass er nun zwar wusste, dass etwas auf dem Dachboden war, das sein Interesse geweckt hatte, dieser Gegenstand aber nichts außer ein normaler Spiegel schien. Oder konnte vielleicht sein Vater etwas anderes mit dem Spiegel anstellen als er selbst? Gab es vielleicht einen Mechanismus, der ihn für andere Menschen wie einen normalen Spiegel aussehen ließ, während er am Ende doch ein Tor zu einer anderen Welt war?

Timothy ärgerte sich, dass er den Spiegel nach der ersten Enttäuschung nicht eingehender untersucht und so früh wieder aufgegeben hatte. Außer der Einstanzung hatte er nichts gefunden. Da aber sonst nichts Interessantes und Auffälliges an dem Spiegel zu finden war, kein Mechanismus, kein Sprung im Glas, ärgerte sich Timothy über seine schnelle Aufgabe. Es musste doch etwas zu finden sein. Warum sonst stand der Spiegel so präsent im Raum, unter einer grauen

Armeedecke versteckt? Wenn er nur ein einfacher Spiegel wäre, hätte ihn sein Vater in die Ecke gestellt. Irgendwohin, wo er nicht im Weg stand. Wer weiß, was passiert wäre, wenn er länger hineingestarrt hätte. Vielleicht hätte sich das Spiegelbild zu drehen begonnen oder wäre durchlässig geworden. Timothy wurde immer wütender auf sich selbst, da es jetzt passieren konnte, dass er die nächsten Jahre nicht mehr auf den Dachboden gelangen konnte, wenn seinem Vater kein Lapsus mehr geschah. Vielleicht auch nie wieder!

Timothy wachte erst aus seiner Gedankenwelt wieder auf, als er vernahm, dass das Fernsehprogramm wegen einer Sondermeldung unterbrochen wurde. Er stand auf, wanderte zur Couch und setzte sich auf sie, in der Gefahr, dass seine Eltern hereinkamen und ihn normal vor dem Fernseher sitzen sehen würden. Doch das war Timothy egal. Er sah, wie ein Moderator zwischen mehreren Live-Schaltungen hin und her dirigierte – von Vulkanausbrüchen und Erdbeben, gigantischen Flutwellen und sintflutartigen Regenfällen, Erdrutschen und Lawinen aus Eis und Lava. Es schien, als wäre die Welt an vielen Stellen gleichzeitig aus dem Gleichgewicht geraten. Timothy fragte sich, ob die eine Katastrophe die andere bedingte oder ob es einfach nur die Apokalypse sei, die die Menschheit vernichten würde. Angst hatte er keine, sondern vielmehr war er gebannt von den Zerstörungen, die er zu sehen bekam. Von immer mehr Orten der Welt wurde berichtet, doch Timothy hatte keine Angst, dass ihn oder das elterliche Haus eine der Katastrophen ereilen würde. Das hoffte er nicht, das wusste er.

Plötzlich hörte er hektisches Treiben im Haus. Scheinbar war sein Vater nach Hause gekommen und erzählte der Mutter, was auf der Welt los war. Timothys Mutter, die kein Fernsehen sah oder Radio hörte, redete erschrocken und hysterisch darüber, dass auch ihr Ende gekommen sei. In diesem Geschrei verstand Timothy keine Inhalte, bis mit einem Mal die Türe zu seinem Zimmer aufgerissen wurde, der schattige Umriss seines Vaters in voller Größe im Licht des Flurs erschien und er mehrfach die Waffe abdrückte, mit der er seinen Sohn erschoss. Mit dem letzten Augenaufschlag sah der auf der Couch zusammensinkende Timothy im Fernseher, wie ein Vulkan mit einem monströsen Knall explodierte.

Die Feier

Im Pentaversum, oder kurz: die Penta, wie die menschlichen Abbilder ihre virtuelle Lebenswelt nannten, drohte ein massenhaftes Chaos. Bei der letzten, groß angelegten Feier, bei der die menschlichen Abbilder zusammen ein Ereignis zelebrierten, mussten die Pentalisten am Ende den Tod von über zwanzig Prozent der Gehirne verzeichnen, die mit der Penta verbunden gewesen waren. Es hatte aufgrund der Vielzahl an Eindrücken und der Dauerbelastung durch die Feierlichkeiten einen massiven Overload und dann einen schmerzvollen Overkill gegeben, der die

Leistungsfähigkeit der Penta über einen langen Zeitraum deutlich nach unten zog. So wurde über das Ereignis in den Annalen der Pentalistischen Bibliothek berichtet.

Dieses Mal jedoch waren die Pentalisten besser vorbereitet; ihr Plan war es, die menschlichen Abbilder in kleineren Gruppen an unterschiedlichen Orten der Penta miteinander feiern zu lassen, um so zu verhindern, dass sich große Gruppen in einen Abwärtsstrudel der Reize hineinempfinden konnten. Obwohl die letzte große Feierlichkeit mit den vielen abgestorbenen Gehirnen schon mehr als zehn Jahre vorbei war, spürte man immer noch die verminderte Leistungsfähigkeit, die mit dem Absterben einherging. Da die Erhöhung der Produktion menschlicher Körper und ihrer Gehirne keine allzu leichte Sache war, musste ein groß angelegtes Programm aufgesetzt werden, um vor allem die Trainingsressourcen für die Gehirne der Neugeborenen bereitzustellen. Über die letzten Jahrzehnte hatte sich herausgestellt, dass die Zeit, bis ein menschliches Gehirn ab Geburt seine volle Leistungsfähigkeit für die Penta einsetzen konnte, immer weiter hinausgeschoben wurde, da die Inhalte, die vermittelt und gelernt werden mussten, stärker anwuchsen, als die Vermittlung zeitgleich komprimiert werden konnte. Inzwischen schätzten die Pentalisten, dass die Gehirne knappe fünfundzwanzig Jahre lernen mussten, ehe sie der Penta hilfreich sein konnten.

Speziell dafür ausgebildete Lehrroboter sorgten dafür, dass das Wissen in allen Bereichen der Wissenschaften vollständig zur Nutzung vermittelt wurde.

JA643B wachte eines wolkenbehangenen Morgens auf und prüfte zunächst einmal die Klima- und Wetterdaten, um zu entscheiden, welchen Anzug er an diesem Tag tragen musste. Er würde an diesem Tag den mittelschwer absorbierenden Komplettanzug tragen müssen, da die Feinstaub- wie auch die Kohlendioxidkonzentration in der Luft zu stark toxisch wirkte, wenn er nur den leichten Anzug ohne vollständige Bedeckung der Gesichtsschleimhäute tragen würde. Da sie alle gelernt hatten, dass das Überleben jedes einzelnen Menschen ein hohes Gut für die Oberen Pentalisten darstellte, war auch JA643B darauf trainiert, seine Vitalzeichen im grünen Bereich zu halten. Einige vorgeschriebene Kniebeugen machend, dachte er über die Ziele des Tages nach, ging danach ins Badezimmer und ließ seinen Körper von dem Screener in der Ecke durchleuchten; nach kurzer Zeit entdeckte das Gerät einen leichten Kaliummangel und gab diese Informationen zum Essenszubereiter für den Tag weiter. JA643B mochte nichts weniger als Kaliummangel, denn an solchen Tagen gab es zumeist einen Brei, der so sehr am Gaumen klebte, dass man seine Zunge beim Schlucken – oder eher: beim Würgen – kaum spürte.

Doch all das schien an dem heutigen Tag eine untergeordnete Rolle zu spielen – denn als Unterer Gehirnpentalist war er dafür verantwortlich, dass seine 2.500 Gehirne heute unbeschadet den Tag überstanden. Bei eben jener letzten großen Feierlichkeit, bei der so viele Gehirne gestorben waren, hatte er gespürt, dass etwas Problematisches passieren konnte, und als einer der wenigen

Verantwortlichen frühzeitig Notfallprozeduren eingeleitet, die dazu führten, dass von den 125 Gehirnen, für die er damals verantwortlich war, nur eins aufgegeben werden musste. Damals hatte er eine Belobigung durch die Oberen Pentalisten erhalten, die er in seiner jugendlichen Verschwendungssucht mit einer unspektakulären Reise in die Nachbarstadt vergeudet hatte. Zugleich diente diese Belobigung aber auch seinem Aufstieg, denn seither wuchs die Anzahl der Gehirne, für die er verantwortlich war, beständig an, was keine Normalität in der Penta war.

JA643B frühstückte seinen erwarteten Kaliumbrei, widerstand mehrfach dem aufwallenden Brechreiz, zog sich seinen mittelschwer geschützten Ganzkörperanzug an und gab seiner Wohnung alle notwendigen Aufträge, in seiner Abwesenheit für Ordnung und Sauberkeit zu sorgen – denn nichts wirkte schädlicher in dieser Welt als ein kontaminierter Wohnraum. Er verließ das Hochhaus, in dem er im 25. Stock von über 120 Stockwerken wohnte, und trat unter eine Überdachung, die die Fußgänger von den schwebenden Flugzeugen abschirmte. JA643B ging ein paar Schritte zur nächsten Station, wo er die Ebenen wechseln konnte, sobald ein Flugtaxi über ihm war. Es vergingen weniger als dreißig Sekunden, ehe eines der Flugtaxis über ihm war und er an Bord gehen konnte. Das Flugtaxi brachte ihn zum Kontrollcenter der Gehirne, das im Kölner Süden gelegen war – im uralten Regierungsbezirk, den JA643B nicht mochte und zudem nicht verstand, warum die Oberen Pentalisten den alten Stadtteil Bonn nicht plattmachten und neu bauten – wofür diese Nostalgie? Das passte alles nicht zu den übrigen Strategien der Oberen Pentalisten und führte regelmäßig dazu, dass einer der unteren Ränge aus dem Bonner Zentrum um die Versetzung in eines der High-Tech-Zentren im Kölner Westen ersuchte; doch JA643B hatte so eine Ahnung, dass ein solches Gesuch nicht positiv aufgenommen wurde, daher schob er die Gedanken stets weg und machte seine Arbeit, die an diesem Tag besonders herausfordernd werden würde. Die Oberen Pentalisten hatten sich zwar den Plan ausgedacht, dass die menschlichen Abbilder in der Penta möglichst in Kleingruppen das Willkommen des neuen, zweiundzwanzigsten Jahrhunderts feiern sollten, doch JA643B hatte in seiner Mannschaft bereits vernommen, dass die einzelnen Gruppen Pläne schmiedeten, wie sie dennoch zusammen feiern konnten. Bei 2.500 Gehirnen lag die Wahrscheinlichkeit für einen Overkill bei einer gemeinsamen Feier schon bei achtzehn Prozent – für mehr als fünfzig Prozent der Gehirne. Die Verlustrate, die akzeptiert wurde, war mit weniger als zwei Prozent angegeben worden, was bei ihm maximal fünfzig Gehirne bedeutete. Das konnte auch bei einer kleinen, unvorhergesehenen Massenpanik passieren, sodass JA643B auf jeden Fall den Zusammenschluss der Gruppen vermeiden musste – das war das einzige Ziel des Tages. Der Rest würde passieren, wie es passieren würde, doch der Zusammenschluss durfte nicht geschehen – niemals!

Nach einem kurzen Flug zum Zentrum für Gehirnarbeit, Arbeitsstelle Bonn, stieg JA643B aus dem Flugcopter aus und ließ sich mittels AMR zu seiner Arbeitsstelle bringen. Dort angekommen, connectete er sich mit der Software zur Steuerung der Arbeits- und Denklast der Gehirne und sah, dass seine Grundeinstellung funktioniert hatte, denn er hatte vorgesehen, dass die Gehirne und damit ihre menschlichen Abbilder nur einfache Tätigkeiten an diesem Morgen machen sollten. Das würde ihm zwar einen gehörigen Dip in der Leistungskurve nach unten einbringen, aber an diesem Feiertag war die Leistung nicht im Hauptfokus der Oberen Pentalisten – das ahnte er. Alles schien perfekt vorbereitet zu sein, doch in ihm arbeitete etwas, das er noch nicht beschreiben konnte: ein diffuses Gefühl von etwas, das über den Gruppen lag, und er fragte sich, ob es an ihm oder an einem tatsächlichen Thema lag, denn in den Zahlen konnte er keine Anomalie feststellen – im Gegenteil, es war zu (!) ruhig!

Um diesem Gefühl nachzugehen, musste sich JA643B in die Penta einklinken. Da dieses Vorgehen, sich als Unterer Gehirnpentalist in die Penta einzuloggen, nur dann erlaubt war, wenn es einen begründeten Verdacht auf etwas strukturell Problematisches gab, ging er damit ein größeres Risiko ein. Auch die menschlichen Abbilder in der Penta schienen überrascht, ihren Befehlshabenden in der Penta zu sehen, und reagierten entsprechend mit einer hohen Irritationsenergie. JA643B hatte das schon einmal gemacht, ganz zu Beginn seiner Karriere, und mit seinem proaktiven Eingreifen einen Aufruhr bereits im Entstehen beendet – und dennoch einen Rüffel kassiert; dieses Mal jedoch hatte er es nicht mit nur 125, sondern mit der zwanzigfachen Menge an Gehirnen zu tun. Kaum dass die durch die anstehenden Feierlichkeiten und die geringe Auslastung am Morgen erhöhten Denkstrukturen erkannten, welche Chance sich ihnen bot, nahmen sie JA643B als Geisel und drohten, den Unteren Gehirnpentalisten in der Penta zu quasiliquidieren, und hofften auf eine Freilassung ihrer menschlichen Abbilder aus der Penta, doch die Oberen Pentalisten ließen sich auf kein Spiel ein und schlossen kurzerhand die Bonner Einrichtung. Unter dem Deckmantel der Feierlichkeiten ließen sie in einer konzertierten Aktion mehrere tausend Gehirne sterben und verlegten nur einige wenige hochproduktive Exemplare in die Zentren im Kölner Westen.

Im Nachgang zu den Feierlichkeiten ging ein Kommuniqué an alle Verantwortlichen für Gehirnaktivitäten: Revolten unter den menschlichen Abbildern müssen zu jeder Zeit niedergeschlagen werden, koste es, was es wolle! Kein Gehirn ist es wert, die Kontrolle aufzugeben. Kontrolle ist alles!

Gefangen im Nichts

Ich saß in der Weltraumstation Theta-Gamma-Phi_3 und trank etwas, das in mir brannte und umgehend meine Sinne benebelte, denn das, was ich auf meiner Reise ins Nichts erleben musste, war etwas, das nur sehr schwer zu verdauen war – wie dieses Getränk, das eine Mischung aus den übelsten Abscheulichkeiten des hiesigen Planetensystems schien.

Ich wollte nur nach Hause, auf meinen Heimatplaneten, wenn man diesen Klumpen voller metallischer Elemente überhaupt Heimat nennen wollte. Andere quatschen dauernd über Heimat und meinen damit den Ort, an dem sie in dieses Universum geworfen wurden, und so zog ich nach und nannte den Planeten, zu dem ich ursprünglich niemals wieder zurückkehren wollte, meine Heimat.

Tatsächlich, als ich auf der Landeplattform von Theta-Gamma-Phi_3 im Orbit eines unbewohnbaren Planeten ohne nennenswerte Ressourcen – außer Gravitation – den Ausgang suchte, dachte ich an meine Heimat, und es erwuchs in mir etwas, das ich unbekannterweise als Sehnsucht identifizierte. Ich wollte zu meinem Heimatplaneten zurück, von dem mehr als neunhundertneunundneunzig von tausend Befragten sagen würden, dass es dieser Planet nicht mal in die Kategorie der niemals zu besuchenden Planeten schaffen würde. Dafür gab es aber auch viel zu viele zu besuchende Planeten, angefangen von den Exos, die so nahe an den Schwarzen Löchern waren, dass es jeden Sonnenumlauf die absurdesten Lichtspiele gab, oder jene Planeten, um die mit einer Wahnsinnseschwindigkeit Gesteinsbrocken umhertanzten, dass es nur sehr wenige Piloten gab, die unfallfrei durch diesen Schirm hindurchkamen – wobei deren Planetenoberflächen selbst oft recht langweilig waren, wie ich aus meiner eigenen Erfahrung sagen konnte.

Nachdem ich mich mit meinem Vater überworfen hatte, der der Vorsteher der dreizehn Kolonien war, die sich in diesen Weiten des Alls zusammengeschlossen hatten, um einen wirksamen Schutz gegen marodierende Plünderer aufzubauen, ging ich auf eine lange Reise durch die angrenzenden Galaxien, besuchte Orte, zu denen ich schon immer hinwollte, und gelangte an Orte, die in keinem Reiseführer stehen, weil sie niemals von einem normal denkenden Wesen besucht werden würden. Ich aber wollte wissen, welche Geheimnisse die verschiedenen Welten offenbarten, und das einzige, das ich dadurch lernte, war, dass es nirgendwo so schön sein konnte wie dort, wo man sich wohlfühlte. Also ging ich auf die Suche nach diesem einen Ort, wo immer er auch sein mochte, doch bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich entschied, wieder zu meinem Heimatplaneten zurückzukehren, fand ich diesen Ort nirgendwo – er schien nur im Nichts zu existieren.

Einige Planeten waren sehr angenehm gewesen; das Klima, die Lebewesen, die politische oder gesellschaftliche Grundordnung, alles passte, und dennoch wollte ich nicht länger als eine Zeitlang auf diesem Planeten bleiben, bis es mich weiterzog. Eine Rastlosigkeit, deren Ziel ich nicht kannte,

bis zu dem Zeitpunkt, als ich durch Zufall über meinen Heimatplaneten in einem Magazin für Sternenreisende las, und obwohl der Artikel kaum ein gutes Haar an dem Planeten ließ, spürte ich ein Kribbeln in meiner Magengegend, etwas, das ich bisher nicht gekannt hatte. Ich forschte nach der Herkunft und stellte fest, dass es sich um die althergebrachte Form des Heimwehs handelte.

Die Bedienung der Weltraumstation füllte das vor mir stehende Behältnis mit demselben grausamen Gebräu und deutete an, dass ich bei einem zweiten Wiederauffüllen einen Gutschein für ein Frühstück auf einer Partnerraumstation erhalten würde. Wenn das Frühstück allerdings genauso übel wie der Drink war, dann konnte ich darauf verzichten, und ob ich jemals zu einer anderen Weltraumstation gelangen würde, die zur gleichen Kette gehörte, stand in den Sternen.

Ich lachte über das Wortspiel und mehrere Kreaturen, die allesamt auf der Durchreise waren und für die das Lachen eines anderen eine Bedrohung darstellte, schauten zu mir herüber und stellten nur mittels ihres Wesenstranskribierers fest, dass Lachen von Wesen wie mir im Allgemeinen keine Bedrohung darstellte. Sie wandten sich entspannt wieder ihrem Getränk zu, obwohl ich ahnte, dass nur wenige von ihnen die Sicherung ihrer Waffen wieder einprogrammiert hatten.

Ich zog den zweiten Anlauf des scheußlichen Gebräus in einem Zug hinunter, und es brannte lichterloh an allen Ecken und Kanten in meinem Kopf. Es schien, als würden mehrere Supernovae vor meinem geistigen Auge stattfinden, und die Transmissionsphase zwischen bewusstem Erleben und benebeltem Funktionieren auf Trieb- und Instinktebene war bei mir eine Grenzwertfunktion gegen Null.

Ich besitze nur wenige Erinnerungen an die Zeit nach dem zweiten Drink, und als ich aufwachte, lag ich an einem Ort zwischen stinkendem Abfall und war heilfroh, dass sie mich nur ausgeraubt, zusammengeschlagen und in den Müll geworfen hatten, anstatt mich in jeglicher Form elektromagnetisch zu frittieren. Es brauchte eine Weile, ehe ich mich aus dem Unrat der letzten Zeit befreit hatte, und ich war mir plötzlich nicht mal mehr sicher, dass es sich um einfachen oder um den Unrat eines anderen Wesens handelte.

Am Ende war es mir egal, denn ich stand auf und stank bis auf den Planeten, in dessen Umlaufbahn wir gerade kreisten. Ich besaß genug Kraft, um mich an eine Ecke zu stellen und auf eine Gelegenheit zu warten. Als ein Shunk vorbeikam und zufällig niemand hinsah, riss ich ihn in die Gasse hinein, legte ihn mit ein paar Schlägen kalt und nahm seinen dürftigen Besitz an mich. Nun hatte ich weniger als drei Einheiten Zeit, um von dieser Weltraumstation zu verschwinden, denn jeder registrierte Körper wurde innerhalb einer bestimmten Frist gescannt – und dass ein Shunk sich nicht registrierte, hatte ich noch nie erlebt, da diese Wesen sich sogar registrierten, wenn sie die einzigen Lebewesen auf einem felsigen Planeten waren.

Ganz unvermittelt brach ich zusammen. Etwas hatte mich in den Rücken getroffen und mit jedem Austausch von Sauerstoffatomen gegen Stickstoffmonoxid fror mein Innerstes weiter zu. Als wenn

ich diese Situation nicht schon kennen würde, war es mir aber wieder einmal, dass ein Teil von mir starb. Immer starb ein Teil von mir, wieder und wieder, bis ich mich irgendwann selber nicht mehr kennen würde.

Als ich aufwachte, lag ich auf dem Boden außerhalb der Weltraumstation, in einem Transitbereich für Sauerstoffverwerter. Draußen, vor dem Bereich, stand ein Wärter, von dem ich wusste, dass er mich auch ohne funktionierende Augen die ganze Zeit anstarrte. Ich starrte so lange zurück, bis der Wärter in meinem Geist plötzlich explodierte und mit seinen Innereien die gesamte Kuppel des Bereichs bedeckte. Faser um Faser eines gräulichen Schleims schmierte den Transitbereich hinab, bis es vorbei war.

Ich wachte auf und hatte das Gefühl, dass ich eben aufgewacht war, ohne zu wissen, dass ich nicht aufgewacht war, sondern es nur glaubte, aufgewacht zu sein. Ich vergewisserte mich, dass ich dieses Mal nun wach war, und erkannte den Ort wieder, an dem ich niedergeschossen worden war. Ich erinnerte mich an die letzten Gedanken an meine Heimat und wurde wehmütig – ein Gefühl, das mir inzwischen so wohlvertraut war.

Da ich keine Ahnung hatte, wohin ich mich als Nächstes wenden sollte, kramte ich in meiner Tasche und fand einen Gutschein, der mir nichts sagen wollte. Es war ein Gutschein für ein Frühstück auf einer Partnerweltraumstation, und da ich gerade nichts Besseres zu tun hatte, ging ich zum Weltraumabflugterminal, suchte mir einen Billigflug zu dieser Weltraumstation und stieg in den Raumgleiter, von dem ich mir kaum sicher sein konnte, dass dieser beim Flug nicht auseinanderbrach. Aber so ist das nun einmal, wenn man auf Billigflieger setzt, sagte ich mir und studierte die überteuerte Snackliste, von der ich gequetschte Sandalierwürmer in Krkrksauce bestellte – Reproduktionssessen, wie immer. Enttäuschung, einfach überall im All.

Der Laden

Ein wenig sonderbar war der Laden schon beim Eintreten, wie alle Supergünstig-Ein-Euro-Läden sonderbar sind, denn ohne die Frage nach der Herkunft der Artikel wie auch der Qualität zu stellen, mag man überrascht werden – oder auch nicht. In diesen Laden wurde ich überrascht, jedoch auf eine unangenehme Weise, und ich konnte nicht sagen, warum mich das seltsame Gefühl nicht losließ, dass etwas nicht stimmte. Ansonsten war es ein normaler Ramschladen, viele Regale, Körbe und Ständer standen herum, ohne genau auf die Gesamtkomposition des ganzen Raumes zu achten. Wenigstens waren die Waren in Bereiche unterteilt, sodass man nicht lange suchen musste, wenn man etwas Bestimmtes einkaufen wollte. Meine Eltern und ich wollten nichts Spezielles kaufen, sondern stöbern und schauen, ob wir nicht doch einen Schnapper erzielen – mein Vater nannte sich selber den Predator des Schnäppchensuchens und konnte jeden noch so großen Rabatt

nachverhandeln. Wenn es ihm dann gelang, nannte er den erzielten Rabatt Rabatti, Rabatti, um anzudeuten, wie sehr ihn dieses Spiel ums Feilschen einnahm.

Wir gingen durch die Gänge, und mein Vater fand ein paar Artikel, meine Mutter auch, doch ich suchte und suchte, doch ich fand nichts, bis ich ganz am Ende des Landes zu den CDs kam. Ich weiß, CDs sind noch mehr out als Schallplatten, aber da ich sie nun mal sammle, versank ich in den Körben mit Ein- und Zwei-Euro-Angeboten. Ich fand ein paar Perlen – aus meiner Sicht – und prüfte meine Barschaft, die zwanzig Euro betrug, und als mein Vater mich erschreckte, dass sie durch seien und er jetzt Rabatti abholen würde, wusste ich, dass es noch länger dauern würde. Ich suchte weiter, fand noch ein paar versteckte Perlen, hob den Kopf und suchte meinen Vater an der Kasse, doch meine Eltern hatten scheinbar schon bezahlt und den Laden verlassen. Merkwürdig, dachte ich mir, doch dann zuckte ich mit den Schultern, sortierte meine Perlen, bis ich die hatte, die ich für achtzehn Euros kaufen wollte, nahm den Stapel und ging zur Kasse. Ich hatte, im Gegensatz zu meinem Vater, keinen Drang, Rabatti einzusammeln, doch als ich die Ware auf den Tresen legte, spürte ich plötzlich eine tief sitzende Kälte. Der Mann vor mir tippte irgendwie gehetzt die Preise in die Kasse, und als der letzte Preis eingegeben war, starrte er auf das Display und wartete. Ich wunderte mich, worauf er wartete, doch dann regte er sich aus seiner Starre und sagte tonlos, dass ich sechsfünfzig Euro zahlen soll. Wie kam er nur darauf? Und als ich den Mund öffnete, um ihn zu fragen, merkte ich seinen Blick, der mir zu verstehen gab, dass ich das nicht machen sollte, und somit gab ich preis, dass ich nur zwanzig Euro dabei hatte. Wir blickten uns an, und ich nahm zum Beweis den Zwanziger aus der Tasche, legte ihn auf den Tresen, und der Mann nahm ihn mechanisch an sich. Jetzt blickte er erneut angestrengt auf das Display und schob mir die obersten zwei CDs über die Theke, die ich ebenso mechanisch an mich nahm. Ich schaute ihm fest in die Augen, und er konnte mir mitteilen, dass ich jetzt besser den Laden verließ, was ich trotz eines starken Widerwillens auch tat.

Als ich draußen war, musste ich meine Eltern suchen – sie hatten sich ans Ende des Platzes verkrochen, und beim Näherkommen sah ich das Weiß im Gesicht meines Vaters, der in diesem Laden sicherlich keine Rabatti gemacht hatte. Ganz im Gegenteil. Wortlos standen wir auf und verließen den Platz, den wir seither mieden wie der Teufel das Weihwasser.

Ohne Hoffnung

Als ich merke, dass ich mein Portemonnaie verloren habe, breche ich in Panik aus. Überall suche ich nach dem verdammten Teil, ohne in diesem Moment zu ahnen, dass es nicht die Schuld des Portemonnaies ist, sondern meine eigene. Ich habe das Teil verschluckt – so einfach ist die

Wahrheit. Doch in diesem Moment interessiert mich weniger die Wahrheit, sondern einfach nur, wo dieses verdammte Teil steckt.

Ich durchsuche meine gesamte Einzimmerwohnung – mehrmals –, meine gebrauchten und meine frischen Klamotten – auch mehrmals –, reiße alle Schränke auf, durchsuche selbst jene Ecken – mehrmals –, in denen ich die letzten Tage nicht einmal mehr war, und trotzdem bleibt das Portemonnaie verschwunden. Spurlos, wie man so sagt.

Ich bin fertig, absolut fertig! Ich schmeiße mich auf mein Bett, habe Kopfschmerzen. Wo zum Geier ist das verdammte Teil!? Warte, sage ich mir laut und richte mich auf. Wo warst du die letzten Stunden – und zwar seitdem du das letzte Mal absolut sicher das Portemonnaie in den Händen gehalten hast?

In diesem Moment fällt es mir brühend heiß ein: Es ist nicht nur so, dass das Portemonnaie weg ist, nein, auch noch mein halber Monatslohn befindet sich in diesem verdammten Teil. Es ist bestimmt geklaut worden! Das verdammte Teil kann nur geklaut worden sein! Von einem, der weiß, dass ich meinen halben Monatslohn im Portemonnaie deponiert habe.

Doch wer könnte es sein? Wer von meinen Bekannten oder Kollegen könnte es sein? Meine Güte! Es sind einfach zu viele!

Polizei! Das Wort schießt mir durch den Kopf, doch ich muss es gleich wieder verdrängen, denn mein Aufenthalt ist nicht legal in diesem Land. Also bleibt mir der Weg über die Ämter versperrt! Wo nur ist dieses verdammte Teil? Und wenn ich es doch verloren habe? Wenn es einer findet, und... Nein, wenn das Portemonnaie einer findet, wird er das Geld einstecken und das Portemonnaie wegwerfen! Ist doch klar! Wer behält nicht einen halben Monatslohn von einem anderen, wenn er ihn findet? Ich würde es ja wahrscheinlich auch machen! – Natürlich würde ich es auch machen! Bei der Summe, die da drin ist! Auf jeden Fall!

Okay, das verdammte Teil und das Geld sind weg! War noch irgendwas drin, das wichtig war? Ach, du meine Güte! Ja, da war noch die Karte meines Arbeitgebers und meine Bahnfahrkarte drin! Gut, die eine ist sowieso bald abgelaufen – der Monat ist fast vorüber. Aber wenn ich meinem Chef beibringen muss, dass ich wieder eine Karte verloren habe – ist ja nicht die erste –, dann wird er mir bestenfalls den Kopf abreißen und schlechtestenfalls mich rausschmeißen! Und dann? Was mache ich, wenn ich den Job verliere? Wovon soll ich leben? Was soll ich essen? Wie soll ich die Miete bezahlen, die so unverschämt hoch ist, dass ich...

Beruhige dich! Vielleicht findest du das Portemonnaie doch noch! Du musst einfach nur alles noch mal durchsuchen! Und die Wege ablaufen, die du seither...

Es klingelt! Warum klingelt es? Mein Handy! Mein Handy! Wo steckt das verdammte Teil nur? Ach da!

Ja! Hallo?! [...] Sie haben mein Portemonnaie gefunden? Wo denn? [...] Stimmt, da war ich gestern! Da habe ich es also verloren! [...] Ja, also, da müsste eine Karte meiner Firma drin sein – so eine weiße –, ein paar Telefonnummern und eine Bahnkarte. [...] Das Portemonnaie ist schwarz! [...] Wie!? Selbst das Geld ist noch drin?! [...] Wo kann ich es denn abholen kommen? [...] Warten Sie, ich schreibe es mir gerade auf! [...] Sie sind ein Engel! [...] Bis später! Und danke! Vielen Dank! Vielen Dank!

Ich lege nach dem letzten Danke auf und schmeiße mich aufs Bett. Dass es solche Menschen doch noch gibt! Wer hätte das denn geahnt! Ich jedenfalls nicht!

Ich atme tief durch, schließe die Augen und freue mich einfach nur. So stark, wie ich es schon seit langem nicht mehr getan habe...

Die Zündschnur

Er betrachtete die Zündschnur, wie sie herunterbrannte. In Richtung des Dynamits, das er sich von seiner Arbeitsstelle besorgt hatte, peu à peu, sodass es keinem auffiel. Die sonst so oft kolportierten Sicherheitsbedingungen konnte er einfach umgehen, da er sie selber mitentwickelt hatte, und als er sich an diesem Abend entschied, seinem Leben ein spektakuläres Ende zu setzen, über das die Leute in der Stadt, aber vor allem in der Nachbarschaft, noch über Jahre hinweg reden werden, war er fester Hoffnung, dass das auch alles seine Richtigkeit hatte. Den ganzen Abend über hatte er an seinem Abgang gearbeitet, alles hergerichtet für die Ermittlungen, die Spuren beseitigt, die auf irgendwelche Kollegen hinweisen könnten, und die Tat so eindeutig platziert, dass selbst dem untalentiertesten Tatortermittler klarwerden musste, dass dieser Selbstmord inszeniert war – aber gut inszeniert! Diese Gedanken schossen ihm durch den Kopf, als er der Zündschnur beim Abbrennen zusah, wie sie sich bedächtig voranarbeitete, langsam, behäbig, fast so, als würde sie bald ausgehen wollen, um ihn zu verhöhnen. Er hatte die am langsamsten brennende Zündschnur ausgesucht, die er finden konnte, und sie ein wenig nachbearbeitet, damit sich das Abbrennen weiter verzögert, jedoch ohne Gefahr zu laufen, dass das Brennen irgendwann erlischt. In dem Moment, in dem die Hälfte der Zündschnur erloschen war und er weiterhin gebannt auf das Feuer blickte, kam eine Verwunderung in ihm auf, warum nichts geschah. Er hatte immer gedacht, dass in dem Erkennen des Geistes, dass dies die letzten Momente auf Erden sein würden, jener Geist beschließen würde, das Leben noch einmal Revue passieren zu lassen, als Schnelldurchlauf der Höhen und der Tiefen, vor allem aber der Tiefen, von denen es in seinem Leben reichlich gegeben hatte. Jene Tiefen, die dazu führten, dass er in diesem Augenblick in seinem kleinen Häuschen saß, das von seinen Schulden aufgefressen wurde, und er darüber nachdachte, warum es das Leben nicht so gut mit ihm gemeint hatte. War das der Film? Nein, auf

keinen Fall! Die Zündschnur hatte nun das letzte Viertel erreicht, gleich würde es krachen und seinen Körper in Fetzen reißen. Lange konnte es nicht schmerzen, wenn überhaupt. Wo blieb der Film? Wo ist mein Ende? Der Film zum Ende meines Lebens! Das Ende, das ich selbst beschlossen habe, kraft meiner eigenen Hände und Taten! Wo bleibt dieser gottverdammte Film! Es ist nicht zum Aushalten! Scheiße, wo ist der verkackte, dämliche Film! Das letzte Achtel und ich habe nichts gesehen! Passiert da noch was? Kommt der noch? Scheiße! Scheiße! Scheiße! Kein Film! Kein vorbeifahrendes Leben! Keine ... Nicht ... Gleich macht es ... Ich kann es nicht! Indem er ausatmend sah, sah er in seiner Hand die fast bis zum Ende niedergebrannte Zündschnur. Sein nassgeschwitzter Körper fühlte sich an wie eine Last, die der Geist nicht mehr tragen wollte. Doch dieser würde ihn noch weiter tragen müssen. Weiter durchs Leben. Sein Leben! Sein verkorkstes Leben. Bis er wieder einmal auf die Idee kam, sein Leben auf spektakuläre Art und Weise zu beenden. Dann aber wirklich!

Abriss

Ein merkwürdig stiller Morgen weckte mich. Ich schrak hoch und wusste, dass ich mein Haus abreißen musste. Wie mechanisch begann ich mich anzuziehen, streifte mir den Blaumann über, der mir von meinem Vater vererbt und zwei Nummern zu groß war, suchte im Keller nach den Springerstiefeln und gleich daneben nach möglichem Werkzeug und musste mir eingestehen, dass ich nicht mal ansatzweise das Werkzeug besaß, um mein Haus auch nur in den Grundfesten anzukratzen. Es musste größeres Werkzeug her!

Ich setzte mich in meinen alten Volvo-Kombi, der nicht anspringen wollte und erst durch Tritte gegen den Reifen und den Kotflügel von einem Start überzeugt werden konnte, und fuhr zum Baumarkt, um dort festzustellen, dass ich weder über eine Ahnung, welche Werkzeuge ich besorgen müsste, verfügte, noch über irgendeine Barschaft, da ich mein Portemonnaie zu Hause liegen gelassen hatte. Ich fuhr also zurück und holte mein Bargeld, ließ dabei den Wagen laufen, um das Risiko eines Nichtmehrstartens zu minimieren, und tatsächlich brachte mich der alte Volvo zurück zum Baumarkt, ohne dass er muckte. Dennoch war das Grundproblem, dass ich immer noch nicht wusste, welches Werkzeug ich besorgen musste, nicht gelöst, und mir fiel im Prinzip immer nur die Lösung ein, dass ich mit einem Panzer mein Haus in Schutt und Asche schießen konnte. Da mir völlig bewusst war, dass ich weder einen Panzer noch ein ähnliches Gefährt wie zum Beispiel eine Abrissbirne besorgen konnte, zumal nicht in diesem Baumarkt, trat ich mit dem Vorsatz in das hallenartige Gebäude, mich von den hier zum Verkauf angebotenen Werkzeugen inspirieren zu lassen.

Ich ließ die Information links liegen, denn was hätte mir die nett aussehende Dame schon raten können, wenn ich sie gefragt hätte, mit welchem Werkzeug ich am besten mein Haus abreißen sollte? Ich ging schnurstracks in die Abteilung für richtige Männer, vorbei an Kreissäge, Stichsäge, Laubsäge, Schmirgelpapier, und ahnte, dass es nicht größer, sondern immer kleiner wurde. Schlussendlich befand ich mich in der Schraubenabteilung, die ich aufsuchen würde, wenn ich etwas errichten wollte – doch ich war im Abrissmodus.

Ich drehte um, durchstreifte die Gänge, in denen es Sanitäreinrichtungen und Lampen gab, gelangte in die Holzabteilung und danach gleich ins Gartencenter und erreichte schlussendlich eine Mauer, die mir andeutete, dass der Baumarkt hier ein Ende fand. Hatte ich irgendetwas übersehen? Eine zweite Etage? Einen Keller mit dem schweren Gerät? Eine Außenabteilung, die man nur über einen besonderen Männereingang betreten konnte? Doch nichts dergleichen. Ich musste also doch fragen gehen.

Ich ging selbstsicher, wie ein Mann im Baumarkt im Grunde wirken sollte, um nicht für einen handwerklich unbegabten Schwachmaten gehalten zu werden, der zu viel Geld mit irgendwelchen obskuren Berufen verdient, zur Information, räusperte mich und fragte, wo ich denn das schwere Gerät finden würde. Unmittelbar danach stellte ich mir die Frage, ob ich wohl idiotisch oder wahnsinnig geklungen haben musste, denn der Mann hinter dem Tresen schaute mich an, als ob ich Chinesisch gesprochen hätte. Nur sehr langsam konnte ich ihm klarmachen, dass ich etwas zum Abreißen einer Grundmauer und was darüber aufgebaut war suchte, und er schickte mich in einen Gang, den ich bisher noch nicht entdeckt hatte, und siehe da: Es gab auch in diesem Baumarkt schweres Gerät. Allerdings nicht das, was ich suchte. Zumindest fand ich nichts, das mich zu einem »Ja, das ist es!«-Ausruf inspiriert hätte. Den dicken Hammer schwingen – da würde ich Jahre brauchen. Einen Presslufthammer konnte ich nur bedingt einsetzen, wohl zu wenig Power. Ein Zementmischer – nun gut, keine Option.

Alles in allem musste ich feststellen, dass ich wohl in diesem Baumarkt nichts finden würde, das mir half, mein Haus auf einfachem Wege abzureißen. Enttäuscht ging ich zur Kasse und wollte schon mit leeren Händen durchgehen, als mein Blick auf eine Dose Gummibärchen fiel, die ich kaufte. Mehr als ein Kilogramm von diesem süßen Zeug, von dem ich aus lauter Frust einen beachtlichen Teil im Auto auf dem Parkplatz des Baumarkts vertilgte.

Ich drohte schon mit verklebtem Magen wegzudösen, als mir die entscheidende Lösung einfiel. Ich sprang aus dem Auto, lief in den Baumarkt, schnappte mir einen Einkaufswagen und ging in die Abteilung mit den Gasgrills. Ich legte einige Gasflaschen auf einen Wagen und schob diesen, zusammen mit einigen anderen Brennensilien Richtung Kasse, an der ich ein zweites Mal bezahlte. Es gab keinerlei Nachfragen ob der riesigen Gasmengen, und so fuhr ich beschwingt nach Hause, ordnete im Keller alles so, dass das Feuer auch genügend Brennmaterial hatte,

überdachte kurz meine Entscheidung, ehe ich die selbstgedrehte Lunte anzündete. Erst passierte lange nichts, doch dann ging alles sehr, sehr schnell.

Als die Feuerwehr eintraf, stand mein Haus lichterloh in Flammen und ich war äußerst froh, mein Tagwerk so abschließend bewältigt zu haben.

Gedruckt

Es ist so weit. Er kann es nicht mehr aufschieben. Die Entscheidung muss jetzt fallen.

Will er der erste Mensch sein, der von einem 3D-Drucker aufgelöst und an einem anderen Ort wieder ausgedruckt wird? Mit Mäusen und Affen hat es schon geklappt. Am Ende sei der Mensch auch nichts anderes als eine Maus oder ein Affe. Materialtechnisch gesehen.

Dort vor Aaron steht das Wannenbett. Aus kaltem, blankpoliertem Metall. Eine Flüssigkeit wird ihn vollständig umgeben. Er wird vorher eine Tablette nehmen, die ihn für zwanzig Minuten ohne Atmung überleben lässt. Der Körper wird sich über die Sauerstoffspeicher der eigenen Zellen vorsorgen.

Er ergreift die Tablette, zögert. Er hat nichts zu verlieren. Wenn er bei dem Versuch stirbt, wird er zu einer Schlagzeile. Wenn er überlebt, wird er zu einer Ikone. Wie sie wohl schmecken wird?

Aaron schließt die Augen, unterdrückt jeden Gedanken und wirft die Tablette ein. Er schmeckt nichts. Den Aufschlag auf den Boden merkt er schon nicht mehr.

In der Summe: Durchgefallen

Es war mir schon komisch vorgekommen, als ich langsam durch die Straßen lief und mich kaum etwas daran erinnerte, wer und wo ich war. Die zurückgesetzten Häuserfronten sagten mir nichts und verschwammen in einem Brei aus Farbe und Formlosigkeit, auch wenn ich in diesem Viertel seit meiner Geburt lebte. Ich sah an mir hinab, und obwohl ich das Gefühl hatte, festen Boden unter den Füßen zu haben, wirkte es auf mich, als stünde ich in einem Fluss aus beweglichen Flächen, deren Realität niemals sein konnte. Meine letzte Hoffnung, bevor ich meinen Verstand auf den Prüfstand stellen wollte, war, gen Himmel zu schauen, doch dass dieser mir buchstäblich auf den Kopf fallen würde, war außerhalb meiner Vorstellungskraft. Ich stürzte durch den Schlag auf den Kopf zu Boden, hinein in die sich bewegende Masse, und hielt mich tapfer gegen die drohende Ohnmacht, als ich eine weitere, grandiose Idee ohne langes Nachdenken versammelte – indem ich meine Hand vor das Auge hob und in die sich bewegende Masse griff. Kann man sich eine dümmere Idee vorstellen, als in den Styx zu greifen? Als ich spürte, wie mein Gehirn diesen Verdacht formulierte, war es bereits zu spät und Nacht umgab mich – die ewige Finsternis hatte mich eingefangen. Die Amplitude meiner Chancen, dass ich noch mal aufwachen würde, lief stark

gegen Null, und dennoch schlug ich nach einer nicht definierten Zeit die Augen auf. Wo ich mich befand, schien völlig egal zu sein, da um mich herum eine Sterilität herrschte, die ihresgleichen suchte: alles war weiß, ohne Makel, und obwohl ich auf etwas stand, konnte ich dieses Etwas nicht ertasten, alles war gegenstandslos. War ich doch in einer Art Himmel gelandet, formulierten meine Gedanken eine Vermutung, doch ich war wohl eher in einem Nichts gefangen. Auch hier – wobei die Frage gestellt werden muss, ob dieser Ort durch ein Hier definiert werden kann – war die Abwesenheit von Zeit immanenter Bestandteil der Realität. Das Warten war kein Warten, das Herumlaufen kein Herumlaufen und Langeweile kam nicht auf. Dann, plötzlich – und ja, plötzlich als Demarkationslinie von Zeit taugt nicht, sondern ist eher als Verwegenheit eines Wunsches zu sehen – stand ich vor einer Tür, die aus dem Nichts entstanden war. Glaubte ich. Mein Glaube schien an diesem Nichtort zur Nichtzeit eine Art von Nichtigkeit angenommen zu haben, die nicht wegzudiskutieren war. Da ich gerade nichts Besseres zu tun hatte, stieß ich die Tür auf und ging hindurch, nur um auf der anderen Seite die Tür von der anderen Seite zu sehen. In meiner Irritation über diese völlig unnötige Situation überhörte ich, wie sich jemand näherte, der mir auch sogleich auf die Schulter tippte. Dieser jemand – jegliches Merkmal ohne Definition – stand vor mir und ich wartete auf eine Aktion, die nicht kam, bis ich fragte, was das solle und wo ich mich befände. Der Jemand schien wie alles an diesem Nichtort nichtexistent, obwohl wir miteinander interagierten – zumindest schien es so. Plötzlich – hier war das plötzlich wieder – öffnete dieser Jemand ein Buch und las etwas darin, nickend, wissend, schweigsam. Ein letztes Mal hatte ich das Gefühl von Verstehen, der tiefen Einsicht in etwas, die Erkenntnis eines höheren...

Augen. Ich esse. Ich esse...

Mir wurde von einer vertrauten Bekanntschaft nahegelegt, dass ich mal zu einem Psychologen gehen solle, weil etwas nicht mit mir stimmen würde. Das habe ich zum Anlass genommen und bin tatsächlich zu einem gegangen – doch der Ausgang dieses Besuchs war völlig anders, als ich oder vor allem der Psychologe es erwartet haben. Um diese Erfahrungen meines Gesprächs zu verarbeiten, schreibe ich diese Zeilen nieder. Verarbeitung, das ist es, was ich jetzt brauche. Eine Sortierung der Gedanken, die etwas konfus durch meinen Kopf schwirren. Hin und her, hin und her, hin und her und wieder zurück.

Die Gedanken springen immer wieder zu dem einen Moment in meiner frühen Kindheit zurück, in dem ich auf dem Bauernhof meines Großvaters das erste Mal mit ansehen durfte, wie er das Auge eines frisch geschlachteten Rindes aus der Kopfhöhle herauslöste, um es dampfend in seiner Hand zu halten. Mit der anderen Hand fuhr er in seine Hosentasche und kramte ein rostiges Messer hervor, dessen Klinge jedoch so blitzblank war, dass man sich darin spiegelte. Er stach das

dampfende Rinderauge an, klappte das Messer an seinem Hosenbein wieder ein, ehe er den Kopf zurücklegte, um die Flüssigkeit aus dem Auge schlürfend in seinen offenen Rachen fließen zu lassen. Schmatzend bekundete er sein Wohlgefallen, ehe er das bereits offene Auge in zwei Teile auseinander riss und den geifernden Hunden hinwarf. Das war meine erste Begegnung mit einem Auge. Nein, das ist falsch. Es muss heißen: Das war meine erste Begegnung mit der Verköstigung eines Auges, und dieser Moment sollte mich Zeit meines Lebens prägen.

Doch bevor ich mich selbst dem Verzehr von Augen widmete, vergingen einige Jahre des Heranwachsens. Wenn ich ehrlich zu mir bin, hatte ich diese Erfahrung auch schon wieder vergessen, als ich eines Tages durch Zufall eine Dokumentation sah, in der es um die Abfälle bei der Massentierschlachtung ging – und was daraus alles entstand. In dem einen Augenblick, als ich die Wanne mit den Augen der toten Rinder zu sehen bekam, drang alles hervor, das vorher in mir geschlummert hatte, bereit, an dem einen Tag, dem Tag der Wiederauferstehung, mit Macht auszubrechen.

Plötzlich spürte ich das beflügelnde Gefühl, einem Ziel nachjagen zu können. Ich organisierte mir über das Internet eine kleine Lieferung von Rinderaugen und war gleich beim ersten Aufschneiden enttäuscht, dass in dem Auge so gut wie keine Flüssigkeit mehr vorhanden war. Es war ausgetrocknet, auf der langen Reise zu mir war das köstliche Nass verschwunden. Ich schmiss die Lieferung fort und fand bald schon einen anderen Weg, wie ich an frischere Ware herankommen konnte. Als diese dann in einer Kühlbox geliefert wurde und ich das erste Augenwasser schlürfen konnte, war mir mit dem ersten Berühren meiner Zunge klar, dass nichts mehr so sein würde wie zuvor – denn es war eindeutig das Beste, das ich jemals gekostet hatte. Ich trank gleich alle Augen leer und stellte sofort die Unterschiedlichkeiten in meinen Geschmackssinnen fest. Ganz stark schien es von dem Alter und dem generellen Zustand der Augen abzuhängen, wie das Augenwasser schmeckte. Auch hatte die Größe der Augen einen kausalen Zusammenhang mit der Fülle und dem Geschmack. Wie bei biologisch angebauten und gezüchteten Tomaten war es ein leichtes, die Qualitäten gleich mit dem ersten Tropfen zu unterscheiden, die aus dem milchigen Weiß herastropften, als wäre das Auge eine Kokosnuss.

In den folgenden Wochen bestellte ich mir mehr und mehr Rinderaugen und ersetzte meine Wasseraufnahme Zug um Zug durch die köstliche Flüssigkeit. Doch nach einigen Monaten überkam es mich, dass ich mich fragte, wie wohl die Augen anderer Tiere schmecken würden. Ich ging auf die Suche nach anderen Liefermöglichkeiten, da mein Hauptlieferant ausschließlich Rinderaugen im Angebot hatte. Da es im Internet nur sehr schwer war, etwas Besonderes zu bekommen, schaute ich mich auf örtlichen Bauernhöfen um und kontaktierte Schlachthöfe, um unterschiedliche Augen kaufen zu können.

Die Reaktionen auf meine Fragen waren sehr unterschiedlich. Manche meiner Gesprächspartner schienen keine besonderen Hintergedanken zu haben, während mich andere musterten, als wäre ich das seltsamste Exemplar eines Menschen, das sie je gesehen hatten. Trotz alledem erhielt ich die Augen verschiedener domestizierter Tiere und probierte Schafsaugen, Ziegenaugen, Eselsaugen, Schweineaugen und Augen von jeglicher Art von Geflügel, deren ich habhaft werden konnte. Sie schmeckten zu Beginn alle sehr ähnlich; erst mit wachsender Erfahrung schmeckte ich den feinen Unterschied zwischen den einzelnen Augenwässerchen heraus, wie ich die leckerste aller irdischen Flüssigkeiten zu nennen pflegte.

Mehr als ein Jahr zog bei diesen Versuchen der Beschaffung und des Ausprobierens vorbei, und als ich irgendwann im späten Herbst des letzten Jahres das Gefühl hatte, dass ich jetzt nahezu alle Tiere durchhatte, fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, denn wie konnte es mir passieren, dass ich Hunde, Katze und die ganzen kleinen Nager vergessen konnte? Ich raufte mir die Haare und zog daran, bis mir kleine Blitze vor den Augen standen.

Da diese Tiere jedoch in der Regel nicht zum Verzehr geschlachtet werden, musste ich meine Beschaffungstaktik wechseln. Ich musste selbst zum Jäger werden! Wie leicht es mir fiel, Hunde oder Katzen anzulocken, die entweder streunend unterwegs waren oder sich zu weit von ihren Besitzern entfernt hatten! Ich musste nur bei den Hunden gerade so schnell sein, dass sie nicht allzu laut aufjaulten. Doch das gelang mir, indem ich ihnen einen starken Betäubungscocktail direkt vor die Nase hielt. Außerdem musste das alles im kurzen Zwischenspiel von Sonnenuntergang und Dunkelheit passieren, damit das Verlassen des Ortes in der Sicherheit des Lichtmangels möglich war.

Mir war dabei völlig klar, dass ich damit über eine Grenze getreten war. Während ich mir zuvor auf legalem Wege die Augen der Tiere besorgt hatte, tötete ich nun den Besitz eines anderen Menschen und machte mich somit strafbar. Ich konnte nicht mehr offiziell anfragen, sondern trieb mich im Dunkeln und Verborgenen herum, durchstreifte Wälder und kraxelte Abhänge hoch und runter, um an Wildtiere zu kommen, deren meist schutzlose Junge mein Ziel waren. Bei einem dieser Jagdausflüge hätte mich beinahe eine wildgewordene Sau so übel über den Haufen gerannt, dass ich mich im Nachhinein glücklich schätzen konnte, heil aus der ganzen Sache herausgekommen zu sein. Auch dass das, was ich da tat, eindeutig Wilderei war, die von offizieller Stelle unter Strafe stand, war mir völlig bewusst. Ich war zu einem Menschen geworden, der sich aufgrund seiner Leidenschaft immer mehr aus der Öffentlichkeit zurückziehen musste, gerade weil ich mich fürchtete, entdeckt und eingesperrt zu werden.

Ich wurde zum Jäger und Sammler, zum Käufer und Dieb, und suchte nach allen Möglichkeiten, an Tieraugen heranzukommen. Ich brachte mir selbst die Zucht von Fischen und Kleintieren bei und begann, wildeste Kreuzungen auszuprobieren, importierte geschützte Tierrassen, reiste in

exotische Länder, um noch exotischere Tieraugen verköstigen zu können – doch mein Suchen und Streben sollte erst ein Ende finden, als ich mich dazu entschloss, mich einem anderen Menschen zu öffnen. Ich musste aus dieser Spirale herauskommen, deren Kreis sich immer schneller und schneller zu drehen drohte – ganz so, dass ich die Kontrolle verlor. Und so meldete ich mich schlussendlich, nach dem Rat einer der wenigen Menschen, die noch zu mir Kontakt hielten, bei einem Psychologen zu einem ersten Klärungsgespräch an.

Eben an jenem Punkt des Lebens stand ich, als ich in die Praxis des Psychologen eintrat, nett und freundlich begrüßt wurde und die wieselflinken, aufmerksamen Augen entdeckte, die mich aus allen Richtungen zu mustern schienen. Wache, intelligente, pralle Augen – ein Fest für alle meine Sinne!

Das Projekt

Gut geplant ist schon halb gemacht, ist das Lebensmotto von Mirko, einem IT-Fachmann für Enterprise Architecture bei einem großen Weltkonzern, und als seine Frau geplant schwanger wird und ihm diesen Umstand eröffnet, freut er sich zwar, weiß aber darum, dass ab nun eine noch feinere Planung für die nächsten Monate ausgearbeitet werden muss. Ausgiebige Recherchen, die er zwischen die Befriedigung der allerweltlichen Nöte seiner Frau und das Auffrischen von elementaren Programmiersprachen geschoben hat, lassen ihn auf ein gut vorbereitetes Set an Sourcecodes blicken. Nach einer zärtlichen Umarmung, einigen Anrufen bei den engsten Freunden – und nicht bei seiner Mutter – zieht er sich in sein Arbeitszimmer zurück und macht die Projektplanungsdatei auf, in die er in den letzten Wochen alles rund um das Schwangerschaftsthema zusammengetragen hat. In dieser sind alle nur erdenklichen Abschnitte der Schwangerschaft aufgeführt, normiert auf Schwangerschaftswochen, Teilabschnitten, Prägungsphasen – und das allerwichtigste Element: der kritische Pfad. Keine Planung ohne kritischen Pfad!

Mirko trägt voller Stolz das Datum des heutigen Tages ein und muss sich selbst zugestehen, dass er ein Schussel ist, denn das heutige Datum ist der Tag der Erkenntnis, nicht der Tag der Empfängnis. Also löscht er das Datum aus der Zelle und trägt es in einer anderen ein, die nicht auf dem kritischen Pfad liegt – wie könnte sie auch, lacht er in sich hinein. Um aber den Tag der Empfängnis herauszufinden, macht er eine andere Datei auf, in der die prognostizierten Zyklen seiner Frau für die nächsten acht Jahre eingetragen sind – und nur aus dem Grund auf acht Jahre begrenzt sind, weil die rechnerische Unsicherheit nach dieser Spanne einfach zu groß wird. Aus seinen Recherchen weiß er, welche Tage nach der letzten Menstruation die fruchtbaren waren, mittelt diese und trägt dieses Datum in die leere Zelle ein. Nun errechnet das Programm

automatisch einen most-likely-Geburtstermin, und auch wenn der Arzt wahrscheinlich das Gleiche voraussagen wird, ist seine Methode deutlich besser dokumentiert.

Da die Planung mit der Schwangerschafts-Conformation seiner Frau nun steht, druckt er das Ergebnis seiner Arbeit auf dem hauseigenen Plotter aus, pinnt den Ausdruck auf eine formgerecht zugeschnittene DIN-A0-Korkplatte und präsentiert ihr sein Werk der letzten Wochen. Sie ist zwar erstaunt, aber keineswegs überrascht, denn sie kennt seine Art der Planung bereits zur Genüge, und irgendwie, tief in ihrem Inneren, hatte sie auch schon seine Planung etwas vermisst. Beim ersten Drüberfliegen scheint er an alles gedacht zu haben, denn der Ausdruck hat immerhin zweihundertsiebenunddreißig Zeilen, und als sie den kritischen Pfad sieht – in einem schönen, dunklen Rot, ähnlich der Farbe des arteriellen Blutes –, der mit dem heutigen Datum beginnt und bei der Geburt endet, ahnt sie bereits, dass dieser Plan noch viele weitere Versionierungen erhalten wird. Denn die Natur lässt sich nicht planen. Egal, wie viel IT darübergestülpt wird. Aber das will sie ihm nicht sagen, sondern schenkt ihm ihr schönstes Lächeln und mehrere Küsse, sodass er in Ruhe seine Programmiersprachen weiter lernen kann.

Eingetaucht

Sie wusste, dass sie nur eine einzige Minute unter Wasser überleben würde, und selbst diese eine Minute war schon eine großzügige Schätzung, denn bisher hatte sie es weder im Sportunterricht noch in der Badewanne zu Hause geschafft, für mehr als eine halbe Minute die Luft anzuhalten. Aus dieser Tatsache schloss sie, dass sie im Überlebenskampf wohl eine Minute aushalten könnte, aber keinesfalls zwei.

Sechzig Sekunden.

Ihr Vater konnte deutlich länger die Luft anhalten. Immerhin war er in seiner Jugend Leistungsschwimmer gewesen, und selbst später noch, im Alter von Mitte Fünfzig, konnte er eine ganze Bahn im Freibad tauchen. Fünfzig Meter am Stück und beim Auftauchen merkte man ihm keine wirkliche Anstrengung an. Dafür hatte er genügend andere Schwächen, die über die letzten Jahre unausstehlich zutage getreten waren. Seine Frau hatte ihn zusammen mit den drei Kindern vor einigen Jahren verlassen, weil er versuchte, alle in der Familie einzuengen. Alle sollten nach seiner Pfeife tanzen und er versuchte für jeden ein Regelpaket durchzusetzen, das alle Familienmitglieder stark einschränkte. Zuerst waren es nur Regeln im Umgang mit dem Energieverbrauch im Haus, doch dann schlugen diese Regeln immer weitere Kreise, bis er schlussendlich sogar Zeiten für die Benutzung der Toilette vorschreiben wollte. Dieser Streitfall eskalierte genau in dem Moment, in dem er den Kindern körperliche Gewalt androhte, für den Fall, dass sie nicht parieren würden.

Fünzig Sekunden.

Ihre Mutter verließ umgehend die eigene Wohnung und floh mit den drei Kindern zu ihren Eltern. Nach und nach zwang sie ihren Mann in die Knie, sodass er nach einer kurzen und schmerzhaften Schlammschlacht das Familienhaus räumte und die anderen wieder einziehen konnten. Anfangs war es keinem wohl bei dem Umstand, da sie sich andauernd beobachtet fühlten. Insbesondere die jüngste der drei Kinder hatte immer wieder das Gefühl, dass sie Schatten im Garten des Hauses wahrnahm, doch niemals sahen sie ihren Vater in persona. Niemand wollte das Risiko eingehen, als paranoid zu gelten, und nach einem vollen Jahr, ohne den Vater auch nur einmal gesehen zu haben, kehrte langsam die Ruhe wieder ins Haus zurück. Der Alltag hatte alle eingeholt: Die Kinder gingen normal zur Schule, die Mutter arbeitete währenddessen und der Vater zahlte brav die Alimente für die Kinder. Nie sahen, hörten oder lasen sie etwas von ihm, und wenn die Zahlungen nicht gewesen wären, hätte er auch von der Welt verschwunden sein können.

Vierzig Sekunden.

Ihre kleine Schwester nahm ihn als erstes wahr, als er in einem dunklen Moment eines regennassen Abends aus dem Schatten auf sie zutrat und sie bis ins Mark erschreckte. Nachher erzählte sie unter Tränen, dass er sie nur umarmen wollte, was sie auch zuließ, jedoch nur unter großen körperlichen Krämpfen. Er zog sich auch gleich zurück und schien nichts anderes geplant zu haben. Die Mutter überlegte kurz, ob er überhaupt das Recht dazu hatte, und es schien wohl nichts dagegen zu sprechen. Er besaß weiterhin das Umgangsrecht, nahm es nur nicht wahr. Dass er seine Tochter auf offener Straße und im Dunkeln zu Tode erschreckte, wäre wohl nicht genug, um ihn mit einem Näherungsverbot zu belegen. Nein, sie würde mit ihm reden müssen, dass er solche Aktionen sein lassen müsste. So würde keine seiner Töchter ihm jemals wieder Vertrauen entgegenbringen.

Dreißig Sekunden.

Ihre größere Schwester hatte am Tag darauf ein ähnliches Erlebnis, nur, dass ihr Vater nicht in der Dunkelheit auf sie wartete, sondern in der Kantine der Schule in der Ecke saß. Wie immer ging sie mittags mit ihren Freundinnen etwas essen, und kaum, dass sie ihn an einem Ecktisch entdeckte, schrak sie zusammen und ließ die Gabel fallen. Wie er sich Zutritt zur Kantine verschafft hatte, wusste sie nicht, doch sie wagte auch nicht aufzustehen und zu ihm zu gehen. Die ganze Pause über verharrte sie auf ihrem Stuhl und war froh, dass keiner ihrer Freundinnen ihren Vater bemerkte. Sie entschuldigte sich damit, dass es ihr nicht gut ginge, und als sie die Kantine zur nächsten Stunde wieder verließen, warf sie ihrem Vater einen letzten Blick zu und sah zugleich, wie er mit leerem Blick geistesabwesend vor sich hinstarrte. Ein Schauer lief ihr den Rücken runter, und als sie das Ereignis ihrer Mutter erzählte, fragte diese bei der Polizei nach, ob diese Aktion schon an Verfolgung grenzte. Doch die Polizei konnte nur etwas gegen das Eindringen in die Schule ausrichten, doch selbst das würde im Sande verlaufen.

Zwanzig Sekunden.

Sie wunderte sich schon darüber, dass ihr Vater ihrer jüngeren und ihrer älteren Schwester aufgelaert hatte und es nicht bei ihr versuchte. Obwohl sie früher so etwas wie sein Lieblingskind gewesen war. Das allein ließ sie schon regelmäßige Panikschübe erleiden, und es wurde mit jedem Tag schlimmer, an dem nichts geschah. Sie blickte sich immer häufiger um, suchte in dunklen Ecken nach Bewegungen, erschrak so heftig, dass ihr Herz aussetzte, als einmal eine Katze von einem Zaun sprang, so heftig, dass ihr schwindelig wurde und sie sich setzen musste. Allgemein versuchte sie, stets in Begleitung unterwegs zu sein. Würde er sie beobachten? Machte er es vielleicht, ohne dass sie es mitbekam? Es waren nervenzerfetzende Tage, in denen rein gar nichts geschah. Er zeigte sich weder ihr noch einer ihrer Schwestern noch ihrer Mutter. Bis zu dem Zeitpunkt, als er erneut erschien ...

Zehn Sekunden.

Mitten im Einkauf entdeckte ihre Mutter ihn am Ende des Regals und ließ die Dose mit Erbsen fallen, die sie gerade in die Hand genommen hatte, um sie in den Einkaufswagen zu legen. Das Aufschlagen der Dose auf dem Boden und das anschließende Unters-Regal-Rollen ignorierte sie und stürmte auf ihn zu. Er jedoch blieb regungslos stehen und sah sie mit verwundertem Blick an. Kaum, dass er den Mund öffnen konnte, schlug sie schon auf ihn ein und drangsalierte ihn in der Ecke, aus der er kam. Wie eine Furie beschuldigte sie ihn, schlug dabei wie wild mit den Fäusten umher und musste von einem Marktmitarbeiter von ihm gelöst werden. Er hatte sich die ganze Zeit über nicht gewehrt, sondern alles stoisch ertragen. Die Mutter hingegen konnte von dem Mitarbeiter kaum unter Kontrolle gehalten werden und wurde nach kurzer Aufklärung der Verhältnisse aus dem Einkaufsmarkt hinauskomplementiert. Erst auf dem Parkplatz kam sie zur Besinnung und fuhr zur Polizei, um Anzeige zu erstatten. Diese nahm die Anzeige auf, erklärte aber, dass ihr Noch-Ehemann keinerlei Aktion getan hätte, die sie unmittelbar bedrohte. Entnervt und wütend stieg ihre Mutter ins Auto und schrie den gesamten Abend im Haus umher, was für eine verdammte Scheiße das alles sei, und ihr Ex am besten doch elendig verrecken solle.

Null.

Die Kranichfrau

I

Osamu folgte dem kaum sichtbaren Weg nach Hause. Er kam von einem Streifzug über den frühwinterlichen Hafenmarkt, auf dem er nach Resten Ausschau gehalten hatte, mit denen er seine Seile machen konnte. Seile, die sein Überleben sicherten. Mehr nicht.

Das einzige, das Osamu besaß, war das Haus seiner Eltern, das sie ihm nach ihrem Tode vermacht hatten. Seither war er alleine auf der Welt, arbeitete jeden Tag und fand nur ab und an die Ruhe des Lebens, wenn er vor seinem Haus auf einem alten Holzstumpf saß und eine Tasse Tee trank, während er dem aufsteigenden oder niederfallenden Dunst der Morgen- oder Abenddämmerung über dem angrenzenden See zusah.

Vom Hafen ging Osamu in Richtung seines Hauses, leicht bergan, denn es lag am Fuße eines Berges. Als er nach Hause kam, spürte er die Kälte in seinem Körper, die der Winter mit sich brachte, und indem er eine Kanne mit heißem Tee zubereitete, hielt er ein und dachte darüber nach, was er mit den gefundenen Materialien anfangen würde. Den dampfenden Tee nahm er mit und trat wieder nach draußen, setzte sich auf den Holzstumpf und blickte über den See in die Ferne. Auf dem See sah er Enten, Kraniche und andere Vögel, die in großer Seelenruhe auf dem sich kräuselnden Wasser dahinglitten.

Der Tee wärmte ihn von innen, und Osamu spürte wieder seine Glieder, die aufgrund der Kälte und seines Alters, aber vor allem aufgrund seiner schweren Arbeit schmerzten. Die Kälte zugleich hassend, aber auch liebend, weil sie ihm die Schmerzen betäubte, sah er nach oben in den wolkenlosen Himmel, als just in diesem Augenblick ein Vogel im ungewohnten Flug in der Nähe niedersank. Der Vogel fiel mehr, als dass er kontrolliert sank, und ohne dass Osamu sah, wie dieser auf den Boden fiel, ahnte er, dass das Tier verenden würde, wenn er ihm nicht half. Er stand auf und lief in die Richtung, in der er das Tier vermutete, und als er es fand, sah er, dass es sich um einen Kranich handelte, dem ein Pfeil in die Seite, unterhalb des rechten Flügels, stach.

Das Tier rang zu sehr mit dem Tode, sodass Osamu aufpassen musste, als er sich dem Kranich näherte. Er erreichte ihn, besah die Wunde und entschied, dass es besser sei, den Pfeil erst zu Hause herauszuziehen. Somit packte er den Kranich mit seiner harten Hand und mühte sich, diesen so zu halten, dass dessen Schmerzen erträglich waren, doch wie ihn selbst die Kälte in einen Schock versetzt hatte, so war auch der Kranich derart geschockt, dass Osamu keine Schwierigkeiten hatte, den Vogel mit nach Hause zu bringen.

Dort angekommen legte er den Vogel vor sein Haus auf einen Holzblock, den er mit einer Decke unterlegte, nahm sich ein Tuch aus dem Innern des Hauses und zog den Pfeil zunächst langsam, dann am Ende schnell heraus. Das Blut quoll aus der Wunde, auf die Osamu das Tuch drückte. Da in Reichweite der gekochte Tee stand und Osamu von dessen heilsamer Wirkung gehört hatte, nahm er diesen und goss den erkalteten Tee behutsam über das Tuch, das sich damit vollzog.

Eine lange Zeit drückte Osamu das Tuch auf die Wunde und goss weiter Tee darüber, bis die Wunde zu bluten aufgehört hatte. Er merkte, dass der völlig entkräftete Kranich schwach atmete, aber entspannt vor ihm lag, trug diesen ins Haus und betete ihn so weich, wie es ihm möglich war.

Die nächsten Tage pflegte er den Vogel und sah zu, wie dieser wieder zu Kräften kam. Tag für Tag bot Osamu seine letzten Seile auf dem Markt feil, um die Einkünfte gegen frisch gefangenen Fisch einzutauschen. Nach zwei Wochen war es dann so weit, dass der Kranich wieder auf seinen Beinen war, als Osamu nach Hause kam. Er freute sich über dieses unerwartete Ereignis wie selten zuvor in seinem Leben und führte mit dem Vogel, der das Zutrauen zu Osamu zu haben schien, eine Art Tanz auf.

In dieser trauten Eintracht ging es noch eine knappe Woche weiter, ehe Osamu merkte, dass der Kranich gesund genug war, um wieder über dem See seine Kreise zu ziehen. Schweren Herzens öffnete er die Türe und ließ den Vogel aus seinem Haus, sah mit an, wie dieser auf den Vorplatz hüpfte, sich ein letztes Mal umdrehte, seine gewaltigen Schwingen ausbreitete und abhob. Zunächst etwas unsicher, dann mit immer sichereren Flügelschlägen erhob sich der Kranich und flog über den See davon. Osamu starrte ihm noch eine Weile hinterher, auch dann noch, als der Kranich bereits lange aus seinem Blick verschwunden war.

II

Die nächsten Tage hatte Osamu schwer an seinem Verlust zu tragen. Jeden Abend saß er auf dem Holzblock und blickte über den See. Er suchte den einen Kranich unter den vielen, und immer, wenn er ihn zu finden glaubte, war es ihm, als würde dieser ihm zuwinken. Doch dann drehte der Kranich ab und flog eine weitere Runde über dem See.

Der Winter zog weiter herauf, und Osamu hatte es immer schwerer, auf dem Markt seine Waren loszuwerden, da im Winter nur sehr wenige Schiffe zum Fischfang ausfahren und die Zeit der Reparaturen noch bevorstand. Jeden Abend musste er deswegen hungern und hatte nur Tee zum Trinken, der ihm wenigstens die Wärme in seinem Körper schenkte.

An einem unerwartet sonnig-milden Wintertag saß Osamu dann schweigend in seinem Haus und ließ seine Gedanken ins Nichts wandern, als es urplötzlich an seiner Türe klopfte. Er schrak auf und wunderte sich, denn er erwartete sonst niemals Gäste und dachte bereits an einen Bittsteller, den er jedoch abwimmeln würde, da er ja selbst nichts hatte. Doch als er die Türe öffnete und durch den Spalt nach draußen blickte, stand kein Bittsteller vor der Türe, sondern eine anmutige Frau, die Osamu noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Sie hielt ihm eine Hand mit Reis entgegen und bat um einen Unterschlupf für die Nacht. Gebannt von der völlig unerwarteten Situation bedurfte es einer zweiten Frage, ehe Osamu aus seinen Träumen erwachte und die unbekannte Frau in sein Haus ließ. Sofort ging er daran, ein kleines Feuer anzuzünden, und setzte eine Kanne Tee auf. Ohne große Worte miteinander zu sprechen, setzte sie einen zweiten Topf auf, in dem sie Reis kochte, den die beiden zusammen mit dem Tee zum Abendessen genossen.

Lange schon hatte Osamu keinen Besuch mehr bei sich zu Hause gehabt, und so unbeholfen er sich als Gastgeber anstellte, so leicht machte sie es ihm, indem sie ihm half, stets das Richtige zu tun. Auch wenn Osamu es nicht zugeben konnte oder wollte – gleich mit dem Eintritt der Frau in sein Haus war er über beide Ohren in sie verliebt.

Da die unbekannte Frau, deren Name Yukiko war, kein Ziel für den Winter hatte, bat sie Osamu, ein paar Tage bleiben zu dürfen, dem er sogleich zustimmte. So begannen sie zusammen zu leben, gewöhnten sich aneinander, und seine Liebe zu ihr wuchs von Tag zu Tag. Obwohl beide arm waren und sie nur sehr selten mehr als Reis und Tee für die karge Mahlzeit hatten, hatten sie sich selbst – und das war fürs Erste genug.

Eines Tages jedoch wollte er auf den Markt, um seine Seile feilzubieten und günstige Reste einzutauschen, als Yukiko ihm vorschlug, aus etwas Seide, die sie noch besaß, einige Kleider zu weben. Osamu stimmte freudig zu und ging auf den Markt. Den ganzen Tag über war er aufgrund der Nachricht beschwingt und verkaufte mehr Seile als sonst. Zudem trieb er mehr gebrauchtes Material für neue Seile auf und ging freudestrahlend nach Hause.

Als er dort ankam, erwartete ihn Yukiko bereits und brachte ihn ins Haus hinein, wo er seinen Augen kaum trauen konnte, denn sie hatte nicht nur einfache Seidenkleider gewoben, sondern herrschaftliche Kleider, die ein Vermögen wert sein mussten. Yukiko meinte, dass Osamu auf dem Markt gut und gerne einhundert Ryo dafür erhalten könne – und so war es auch, als er diese Kleider auf dem Markt feilbot.

Alle Marktschreier verstummten, als sie sahen, was Osamu auf dem Markt anbot und wie schnell er diese herrlichen Kleider an die hochherrschaftlichen Damen verkaufte. Es war, als ob sich der Himmel geöffnet hätte, um Osamu für einen Moment in seinem Leben im vollen Glanze des Lichtes dastehen zu lassen. Osamu wartete nicht, bis einer seine billigen Seile kaufen wollte, sondern ließ diese auf dem Markt liegen, um mit dem erworbenen Geld an den anderen Ständen guten Reis, besseren Tee und Dinge zu kaufen, die sonst nie auf ihrem Teller landeten.

Mit prallgefüllten Taschen lief er zurück nach Hause, berichtete Yukiko von seinem Verkaufserfolg und legte den neuen Reichtum nebst den Köstlichkeiten auf den Tisch. Für diesen Abend war alles in bester Eintracht, und die beiden genossen die reichen Speisen. Dazu tranken sie den besten Tee, den sie in ihrem Leben bisher genießen durften.

Als Osamu am nächsten Morgen aufwachte und sich auf den Vorplatz schlich, um den Kranichen und den anderen Vögeln beim Fliegen und Tauchen zuzusehen, war es ihm, als wäre er ein anderer Mensch – befreit von der Last der Armut und beseelt von einer Glückseligkeit, die er noch nie gespürt hatte. Yukikos Talent, aus Nichts hervorragende Seidenkleider zu machen, mutete wie ein Traumgebilde an, und er musste sich des neuen Reichtums vergewissern, um an dessen Wirklichkeit zu glauben.

An diesem Tag ließ Osamu die Arbeit sein und genoss die müßige Stille des Tages. Dass er seine Arbeit auf dem Markt gelassen hatte, war ihm gleichgültig; auch dass er im Moment keine Rohstoffe hatte, um neue Seile zu machen, schien nicht von Interesse. Er verbrachte den Tag ohne Arbeit und genoss am Abend das fürstliche Mahl, das ihm reichte. Sie beide waren auch an diesem Abend glücklich; am folgenden und den darauffolgenden auch noch.

III

Doch nach einer Weile fragte sich Osamu, wie lange sie wohl beide dieses Leben fortführen konnten. Dass die Ryos nicht bis zum Ende aller Tage reichen würden, war ihm klar, und so fragte er Yukiko, ob sie nicht noch mal Seidenkleider weben könnte. Zunächst stand sie der Idee reserviert gegenüber, gab aber nach, als Osamu mit Nachdruck in sie drang. Er müsse ihr nur versprechen, dass er sie beim Weben nicht beobachte, sonst würde sie die Kleider nicht machen. Osamu versprach es und ging während des Webens durch die Hafengegend spazieren. Dabei präsentierte er sich als neureicher Lebemann, gab hier und da etwas Geld aus und sah danach, was die anderen auf dem Markt machten. Doch wie es für ihn klar war, dass er nicht mehr zu den hart schuftenden auf dem Markt gehörte, so war er nun auch für die Verkäufer nichts weiter als ein neureicher Kunde, dem man vielleicht etwas andrehen konnte. Angewidert von den Verkäufern und deren Aufdringlichkeit, die er früher selbst zur Schau gestellt hatte, ging er nach Hause zurück und fand dort erneut eine Handvoll feinsten Seidenkleider vor. Freudestrahlend nahm er Yukiko in den Arm und drückte sie, ohne dass er merkte, wie schwach sie am ganzen Körper war. Sie lächelte nur qualvoll und war die nächsten Tage krank.

Osamu hingegen war in diesen Tagen nicht viel zu Hause, sondern nahm die Seidenkleider und verkaufte sie direkt an die hochherrschaftlichen Damen, zu denen er nun nach Hause ging, denn auf dem Markt, unter den alten Gleichgesinnten, konnte und wollte er sich nicht aufstellen. Nach kurzer Arbeit war er alle Kleider los und erhielt sogar noch etwas mehr als bei der ersten Runde. Mit den Einnahmen ging er neuerlich einkaufen, gab noch mehr Geld aus als beim ersten Einkauf und kam nach Hause, wo Yukiko weiterhin das Bett hütete.

Osamu kochte ihr einen kräftigenden Tee und gab ihr etwas Stärkendes zu essen, doch dies geschah weniger aus Liebe als mehr zum Schutz seiner unerwarteten Geldquelle, die er um alles in der Welt beschützen wollte.

Nach einigen Tagen war Yukiko wieder auf den Beinen, aber es brauchte noch ein paar Wochen, bis zum Anfang des Frühlings, ehe sie vollständig gesund war. In der Zwischenzeit hatte Osamu sie dreimal gefragt, ob sie neue Seidenkleider weben würde, doch jedes Mal hatte sie ihn davon überzeugen können, dass sie noch nicht gesund genug sei. Doch sie hatte mitbekommen, wie Osamu mit jedem Fragen ungeduldiger und herrischer wurde, und da sie jetzt ihren Hauptgrund

verloren hatte, gab sie trotz ihrer Bedenken ein weiteres Mal seinem Wunsch nach, neue Kleider zu weben.

Wie zuvor verließ Osamu das Haus und ging zum Markt hinunter, durchstreifte den Hafen und das Dorf, doch da ihm langweilig war und es nichts Neues mehr zu entdecken gab, fragte er sich, warum Yukiko nicht wollte, dass er beim Weben anwesend sei. Die Neugier packte ihn sehr stark und so ging Osamu entgegen seines Versprechens nach Hause zurück und schaute durch einen Spalt in den Wohnraum. Als sich seine Augen auf die veränderten Lichtverhältnisse eingestellt hatten, erschrak er bis ins Mark, denn was er sah, war nicht Yukiko, die dort Seidenkleider webte, sondern ein Kranich, der sich seines Fellkleides bediente, um die Kleider zu weben. Mit jeder Feder, die sich der Kranich ausriss, durchzog den Vogel ein großer körperlicher Schmerz, und es brauchte jeweils einige Augenblicke, ehe er an die Arbeit zurückkehren konnte.

Osamu sah dem schmerzvollen Treiben gebannt zu und wusste nicht, wie er reagieren sollte. Also beobachtete er den Vogel weiter und entdeckte dabei eine verheilte Wunde an einer Stelle des Körpers, an der bereits kein Federkleid mehr zu sehen war – genau an jener Stelle, an der die Wunde beim geretteten Kranich gewesen war! In diesem Moment erschrak Osamu derart stark, dass er mit dem Kopf gegen den Fenstervorbau stieß. Sogleich hielt der Kranich in seiner Arbeit inne und schaute zum Fenster.

Osamu war entdeckt! Das wusste er nun und ging niedergeschlagen zur Eingangstüre, die sich langsam öffnete. Indem ihn der Kranich traurig anblickte, wusste Osamu, dass er den Kranich und damit seine Lebenspartnerin verloren hatte; und nur wenige Augenblicke später spannte die verwandelte Yukiko ihre weiten Flügel auf, schlug einmal zum Abschied und erhob sich in die Lüfte, höher und höher, bis sie nicht mehr zu sehen war.

Osamu blieb lange auf dem Vorplatz stehen und blickte Yukiko hinterher. Doch er bekam nur den See und die Kraniche zu sehen, die darüber ihre Bahnen zogen, um auf Fischfang zu gehen. Tief in seinem Körper spürte er, dass er das verloren hatte, das ihm am meisten bedeutet hatte.

Die Ruhe des Teemachens

Der Tag konnte kaum stressiger sein, als ich endlich durch die Türe meiner Wohnung trat, die Tasche in die Ecke feuerte, mich meiner Arbeitskleidung und der Schuhe entledigte, in die Wohlfühlklamotten schlüpfte und spürte, dass mein Herz weiterhin in einer Frequenz schlug, dass ich befürchtete, es platze jeden Augenblick. Anstatt abzuspannen und mal ordentlich durchzuatmen, sammelte ich die Klamotten vom Boden, rollte sie zu einem Knäuel und brachte dieses ins Badezimmer. Kaum dort angekommen, machte ich auch schon wieder kehrt, ging in die Küche, schaute kurz in den Kühlschrank, nahm mir eine Packung Käse hinaus, öffnete den Brotkorb, entnahm eine Scheibe, legte Brot und Käse übereinander und ging, es auf dem Weg essend, in mein Arbeitszimmer, startete den Computer, schaute zwischendurch im Fernsehprogramm, was am Abend lief, startete das Email-Programm und ärgerte mich über die Antwort eines Freundes, von dem ich nicht einmal verstand, warum ich ihn überhaupt Freund nannte, musste mich bücken, weil ein Krümel meines Brots heruntergefallen war, schaute zur Uhr, erinnerte mich daran, dass ich heute Abend in den Sport wollte, und war dann sogleich verärgert, weil ich den Kursus, zu dem ich normalerweise ging, längst angefangen hatte. Ich schloss die Augen, das Brot schmeckte fad, und wie bei der Frage nach der Internetbekanntschaft fragte ich mich, warum ich überhaupt etwas aß, das mir nicht mal annähernd schmeckte. Haushalt, Wäsche, Abwasch, Anrufe, Sport – alles prasselte gegen meine Stirn, als ich die Augen schloss, sodass ich sie gleich wieder aufmachte. Und als sie öffnete, sah ich etwas, was ich schon seit längerem nicht mehr gemacht hatte: einen frischen Tee aufzusetzen. Warum ausgerechnet jetzt? Diese Frage geisterte mir durch den Kopf. Früher hatte ich sehr viel losen Blatttee getrunken, doch das war immer weniger geworden, bis ich schließlich auf Kaffee umgestiegen war. Oder alternativ auf Beuteltee, doch der schmeckte mir nur in den seltensten Fällen. Ob der Tee, den ich dort im Regal stehen sah, überhaupt noch gut ist? Ich stand auf, nahm die Dose aus dem Regal, sah die Zeichnung auf der Dose, eine Reminiszenz an die Teekisten, in denen schon vor einigen Jahrhunderten der Tee aus Indien transportiert worden war, und öffnete den Deckel. Sogleich roch ich den Duft des grünen Jasmintees, den ich früher fast täglich genossen hatte. Ich hielt inne, beugte mein Gesicht hinab, hielt meine Nase in die Dose und sog die duftschwängere Luft tief in meine Lungen. Das leichte Kribbeln in meinem Körper, das von diesem Duft, aber vor allem von den Erinnerungen an die glücklich verbrachten Stunden ausging, entspannte meine angespannten und verspannten Muskeln, und mitsamt der Dose ging ich in die Küche, stellte die Dose ab, suchte im Schrank nach dem gusseisernen Teekessel, ließ Wasser hineinlaufen, verschloss ihn mit dem Deckel und stellte ihn auf den Herd. Die Kanne war schnell gefunden, doch es dauerte eine Weile, bis ich mich daran erinnern konnte, wo ich das Thermometer und die Waage hatte. Das Teesieb auf die Waage

stellend, füllte ich das Sieb mit dem losen Blatttee und genoss erneut den Duft der herrlichen Jasminblätter, ehe das Pfeifen des Teekessels immer lauter wurde. Diesen vom Herd herabnehmend, steckte ich das Thermometer ins noch sprudelnde Wasser und beobachtete, wie sich die Temperatur auf bis über neunzig Grad erhöhte, ehe sie langsam zu fallen begann, Grad für Grad, bis das Thermometer knappe achtzig Grad anzeigte. Ich nahm das Thermometer aus dem Wasser, trocknete es ab und goss das Wasser über den Tee, in die Teekanne. Gleichzeitig auf die Uhr schauend, um mir die Zeit zu merken, bis wann ich den Tee ziehen lassen muss – recht genau zwei Minuten – und den Teekessel fortzustellen, blickte ich danach zu der Teekanne, ging in die Hocke und sah durch das gläserne Antlitz der Kanne, wie der grüne Jasmin Tee in völliger Ruhe auf der Wasseroberfläche schwamm und seinen herrlichen Duft an das Wasser abgab. In diesem Moment empfand ich zum ersten Mal wieder die tiefe Ruhe, die ich früher jeden Tag beim Teemachen gespürt hatte, und als die Blätter begannen, langsam nach unten, Richtung Siebboden, zu fallen, wusste ich, dass es bald Zeit würde, das Sieb zu entfernen, schaute auf die Uhr, fand meine Bestätigung in der verstrichenen Zeit und entnahm das Sieb. Den Tee durch die Poren abfließen lassend, spürte ich eine ungemaine Sehnsucht nach diesem Gefühl, nach dem Wohlgeschmack dieses Tees, nach dieser Ruhe, die mit diesem Ritual einherging, und als ich mich auf die Wohnzimmercouch setzte, die Beine hochlegte, eine Tasse Tee an meine Lippen führte und sanft den aufsteigenden Dampf fortblies – da war ich wieder bei mir; nach dieser langen Zeit war ich endlich wieder bei mir!

Lung Ching

Drei Legenden

Erste Legende: Die alte Frau und der alte Wanderer

Dereinst gab es ein Dorf am Ufer des Qian-Tang-Flusses, das nur einige wenige, weit versprenkelte Hütten besaß. Da der Boden karg und die Hügel steil waren, lebten dort nur wenige Unerschrockene, die an diesem Flecken Erde ihr Glück versuchten. Mit großem Einsatz und nur geringen Aussichten auf großen Erfolg bewirtschafteten sie den Boden und rangen ihm zähen Bambus und schmale Getreidekörner ab. Eine Menge, die gerade ausreichte, um das Überleben zu sichern. Mehr war nicht vorhanden.

Am Rande des Dorfes – wenn man denn von einem Rand sprechen mag – lag eine alte Hütte, in der eine alte Frau wohnte, die ihren alten Mann vor einigen Jahren verloren hatte. Sie war so arm, dass sie kaum genug zu essen hatte, und sie kämpfte tagein, tagaus ums Überleben.

Das einzige, was sie besaß, waren achtzehn Teesträucher, die im Schatten ihrer Hütte standen. Diese hatte ihr Mann vor Jahrzehnten angepflanzt und seither trotzten diese Sträucher der Kargheit

des Bodens. Sie lieferten nicht viele Teeblätter, aber immerhin ausreichend, sodass die alte Frau jeden Tag einen Topf Wasser heiß machen konnte, in den sie einige Blätter hineinfallen ließ.

Dies tat die alte Frau nicht allein aus Eigennutz, nein, sie kochte diesen Tee vor allem für die Vorüberziehenden, die bei ihr rasten konnten, um eine Tasse des belebenden Getränks zu sich zu nehmen.

Es begab sich, dass sich an einem Neujahrsabend, an dem sich alle Familien bemühten, als Opfergabe einen Neujahrskuchen zu backen und drei Sorten Fleisch zu kochen, ein alter Wanderer zu der alten Frau gesellte. Sie bot ihm etwas Tee zum Trinken an, und indem er das grünlich leuchtende Getränk an seine Lippen führte, durchmaß er mit seinem Blick die kleine Hütte.

Er sähe keinen Kuchen und keine drei Fleischsorten, sagte der alte Mann verwundert, und die alte Frau erklärte ihm, dass sie zu arm sei, um sich mehr als diesen Topf Tee leisten zu können. Und diesen könnte sie sich nur leisten, weil vor dem Haus die Teesträucher stünden, die ihr verstorbener Mann vor Jahrzehnten eingepflanzt hatte.

Die hätte er gesehen, meinte der alte Mann und sagte, dass er der alten Frau nicht glaube, dass sie arm sei, denn es läge ein wertvoller Schatz direkt vor ihrer Türe. Die alte Frau wollte bereits protestieren, doch dann besann sie sich des Einhaltens und trat vor die Türe, um nachzusehen, ob der alte Mann nicht doch recht hatte. Doch vor der Türe fand sie, wie sie erwartet hatte, keinen wertvollen Schatz.

Sie untersuchte einen alten Steinmörser, in dem sie die Abfälle der vergangenen Ernten sammelte und diese vertrocknen ließ. Sie hätte keinen Schatz hier draußen, meinte sie zu dem alten Mann, der ebenfalls nach draußen getreten war, aber er widersprach ihr und zeigte auf den Steinmörser. Das sei ihr Schatz, betonte er, und die alte Frau konnte nicht verstehen, was er meinte, sodass sie dem alten Mann anbot, dass er den alten Steinmörser mitnehmen könne, wenn er wolle.

Der alte Mann war hochofren über das Angebot, wollte dieses wertvolle Geschenk aber nicht annehmen; er bot ihr jedoch an, diesen vermeintlichen Schatz abzukaufen. Da sie darin keinen Schatz sah, stimmte sie zu und der alte Mann verließ die Hütte, um Männer zum Tragen heranzuholen.

Die alte Frau aber wunderte sich nicht wenig über den alten Mann und besah den Steinmörser. Sie konnte noch immer keinen Schatz daran entdecken, aber sie sah, wie verdreckt der Mörser war, sodass sie ihn säuberte. Die Teeabfälle vergrub sie unter ihren Teesträuchern und säuberte den Mörser mit dem Wasser aus dem Fluss. Dieses Wasser goss sie ebenfalls auf die Teesträucher und wartete auf die Rückkehr des alten Mannes, der tatsächlich mit einigen Männern zurückkehrte.

Als dieser jedoch sah, was die alte Dame getan hatte, schimpfte er mit ihr, die weiter nichts verstand. Der alte Mann erklärte ihr, dass er nicht den Steinmörser, sondern den vertrockneten Inhalt als den wahren Schatz angesehen hatte. Nun hoffte er, dass wenigstens die Teesträucher davon einen

Nutzen haben würden. Indem er diese Worte sprach, drehte er sich um und verließ die verduzte, alte Frau mit leeren Händen.

Die alte Frau wunderte sich noch lange über den alten Wanderer, dessen Worte so unverständlich für sie gewesen waren. Da sie weiterhin keinen Schatz besaß und sich ihr Leben nicht grundlegend verändert hatte, stand sie weiterhin jeden Morgen früh auf, kochte einen Topf Tee und bot diesen Vorüberziehenden an, die gerne eine Tasse Tee bei ihr tranken.

Doch schon bald, im darauffolgenden Frühling, geschah es, dass die Teesträucher, die sonst nur wenige Blätter trugen, voller neuer Triebe und Knospen hingen. Die alte Frau traute ihren Augen kaum, und als sie das erste Mal ernten konnte, verspürte sie, dass sich der Tee nicht nur in seiner Menge verändert hatte, nein, auch der Geschmack war um ein Vielfaches würziger und anmutiger als der blasse Tee, den sie vorher immer aufgesetzt hatte.

Das Aroma des Tees war um so viel feiner als das Aroma der anderen Tees in der Region, dass sich bald herumsprach, dass die alte Frau den besten Tee besitzen würde. Da sie ein Mensch war, der das Teilen mit den anderen als eine der höchsten Lebensmaximen hochhielt, teilte sie die Abkömmlinge der Teepflanzen mit den anderen Bewohnern ihres Dorfes, die diese an den Hängen des Qian-Tang-Flusses anbauten. Gemeinsam konnten sie mit ansehen, wie das Dorf trotz des kargen Bodens zu seiner Blüte heranreifte, die mit dem Wuchs der Teesträucher rund um das Dorf Jahr für Jahr zunahm.

Zweite Legende: Der Drache

Es betrug sich, dass das Dorf am Ufer des Qian-Tang-Flusses mit seinen Teesträuchern an den Hängen eine Zeit der langen Dürre überstehen musste. Diese Dürre war so allumfassend, dass nicht nur die Teesträucher keine Knospen trugen, sondern auch die anderen Anbausorten nicht austrieben oder verdörrten, kaum dass sie das Licht des Tages erblickten.

Da die Dorfbewohner keine Arbeit auf den Feldern hatten, trafen sie sich jeden Tag am Dorfbrunnen und sahen nach, wie viel Wasser dieser noch führte, denn ein Austrocknen des Brunnens würde das endgültige Ende des Dorfes bedeuten. Tag für Tag erlebten die Menschen die grausame Nachricht, dass der Wasserstand weiter abgesunken war und es nicht mehr lange dauern würde, ehe der Brunnen völlig ausgetrocknet war.

Auch der Qian-Tang-Fluss drohte auszutrocknen und leerzulaufen – so groß waren die Trockenheit und die Not, die diese lang anhaltende Dürre mit sich brachte. Mit jedem Tag schwand die Hoffnung weiter, als plötzlich und unerwartet ein Wanderer aus einem fernen Tal ins Dorf kam, um nachzusehen, ob es dort Vorräte gab, die er kaufen konnte.

Aber alles, was er zu sehen bekam, war das Leid der Menschen des Dorfes, die wehklagten und ihm Geschichten von der Umgebung erzählten, Legenden und Erzählungen, die von den Alten an

die Jungen überliefert werden. Dabei vernahm der Wanderer in einer Geschichte, dass an der Quelle des Flusslaufes, der den Brunnen mit Wasser versorgte, ein Drache wohnen solle.

Er werde mit dem Drachen sprechen, sagte der Wanderer, und die Dorfbewohner sahen ihn fragend an. Es ist so, dass er ein Taoist sei, ein Wegsuchender, und wenn unter den hier Anwesenden niemand sei, der einen Weg aus dieser langen Dürre finden könne, dann wäre es vielleicht an ihm gelegen, einen gangbaren Weg aufzutun. So sprach der Wanderer und ließ sich den Weg zur Quelle des Brunnens zeigen.

Über Stock und Stein kletterte der Wanderer hinweg und folgte einem kleinen Bachlauf außerhalb des Dorfes bis zur Quelle. Dort schaute er sich um, sah aber keinen Drachen, wie die Dorfbewohner ihm erzählt hatten. Diese waren ihrerseits so gespannt auf das Ergebnis der Suche des Wanderers, dass ihm einige von ihnen in einem gewissen Abstand gefolgt waren. Nun sahen sie mit an, wie der Wanderer sich zur Quelle niederhockte, um vom aus dem Boden sprudelnden Wasser zu trinken. Aber bevor er auch nur eine Handvoll des Wassers nehmen konnte, verdunkelte sich der Himmel, und der Wanderer konnte im sanft dahinfließenden Wasser die Bewegungen eines riesenhaften Drachens erkennen, der sich in der Nähe der Quelle niederließ.

Der Wanderer, unerschrocken im Umgang mit dem fabelhaften Wesen, betrachtete die schuppige, karmesinrote Haut des Drachens, besah seine feurige Schnauze und fragte diesen ohne Angst in seiner Stimme, ob er denn wüsste, warum es diese lange Dürre gäbe. Der Drache blickte um sich, entdeckte die verdorrten Pflanzen und wie wenig Wasser aus der Quelle sprudelte.

Mit einem gewaltigen Satz erhob sich der Drache in die Lüfte, und obwohl alle Dorfbewohner, die das Gespräch aus der Ferne beobachtet hatten, befürchteten, dass der Drache nun gereizt sei und Feuer speien würde, erhob sich dieser weiter und weiter in die Lüfte. Riesenhaft spannte er seine Flügel und sein Schwanz schlug peitschend in der Luft, bis er so weit entfernt war, dass ihn niemand mehr im Blick hatte.

Der Wanderer hatte dem Drachen ebenfalls nachgeblickt, und als er ihn aus seinem Auge verlor, kniete er nieder und trank nun etwas aus der Quelle. Alsdann setzte er sich mit dem Rücken an einen Felsen, zog seinen Wanderhut in die Stirn und döste unter den erstaunten Blicken der Dorfbewohner augenblicklich ein.

Doch sein Nickerchen sollte nicht lange dauern, denn schon bald begann es am Himmel zu donnern und zu blitzen, und ehe es die Dorfbewohner schafften, in ihr Dorf zurückzulaufen, öffnete der Himmel die Schleusen und beendete mit einem gewaltigen Regenschauer die lange Dürre.

Am folgenden Tag kehrte der Wanderer in das Dorf zurück und alle Dorfbewohner versammelten sich um den Brunnen herum, der so viel Wasser wie seit Jahren nicht mehr führte. Wie ihm zu danken sei, fragten die Ältesten des Dorfes den Wanderer, doch dieser wiegelte ab und sagte nur,

dass nicht er, sondern der Drache dieses Wunder vollbracht habe. Daher schlug er vor, dass man den speziellen Tee des Dorfes, der bisher noch ohne Namen war, zu Ehren des Drachens, der an der Quelle des Brunnens saß, benennen sollte – und seither nannte man den Tee von diesem Flecken Erde lóngjǐngchá – Drachenbrunntee.

Dritte Legende: Tee und Seide

Bereits in Beijing hatte Marco Polo vernommen, dass die Dichter immer davon sprachen, im Himmel gäbe es das Paradies, auf der Erde aber Suzhou und Hangzhou. Und so machte sich der venezianische Händler auf, die schönste Stadt der Welt, Hangzhou, aufzusuchen – dort, wo es die feinste und edelste Seide der Welt geben sollte.

Als dieser Handelsreisende nach erbaulicher Reise in der Präfektur Hangzhou ankam, empfing ihn der Präfekt mit einer würdevollen Zeremonie. Ganz in Seide eingewickelt trat er dem Fremden gegenüber und bot ihm ein kleines, unscheinbares Glas an, in dem sich eine gelblich-grüne Flüssigkeit befand. Dankend nahm Marco Polo das Getränk entgegen, das er als Tee bereits kannte, aber als er es zu seinen Lippen führte und daran nippte, erkannte er, dass es sich nicht um einen handelsüblichen, sondern um einen besonderen Tee handelte.

Der Präfekt eröffnete dem Venezianer, dass es sich um einen sehr seltenen Tee handelte, der nur an wenigen Tagen des Jahres geerntet werden konnte. Obgleich er vor allem der Seide wegen nach Hangzhou gekommen war, bat Marco Polo den Präfekten, den Ort besuchen zu dürfen, an dem dieser besondere Tee hergestellt wurde. Der Präfekt freute sich über diese Bitte und gab die nötigen Anweisungen, um seinen Hofstaat in Bewegung zu setzen – in Richtung Longjing.

Sie trafen dort kurze Zeit nach Qing Ming, dem Fest des klaren Lichtes, ein, und Marco Polo erfuhr in diesem kleinen Dorf von der Entstehungsgeschichte dieses besonderen Tees. Auf dem Löwengipfel, nur an den Tagen vor dem besonderen Fest des Lichtes geerntet, wurde diese Pflückung zum edelsten Tee, den es gäbe. Die weiteren Pflückungen, Gu Yu und Lia Xia, kämen zwar sehr nahe an die Qualität der ersten Pflückung heran, hätten aber nicht dieselbe magische Wirkung.

Nur die äußersten Spitzen der Teezweige würden für den Qing-Ming-Tee genommen, und in seinem Blatt könne man deutlich die Knospe sehen, wurde dem Reisenden von einem Dorfvorsteher erklärt. Des Weiteren würde man den Tee nicht dampfen, sondern in einer speziellen Pfanne und nach einem bestimmten Ablauf rösten, was ihm diesen besonderen Geschmack verleihe.

Marco Polo lernte, dass selbst der Präfekt das Wasser des Qian Tang, des Laufenden Tigers, für ein Glas Qing Ming benutzte und dass er sich das Wasser extra aus dieser Region nach Hangzhou schicken ließ.

Zusammen besuchten sie auf Bitten Marco Polos einige der Teefelder auf dem Löwengipfel, von dem aus man einen herrlichen Ausblick über die Präfektur hatte, und als sie in das Dorf am Fuße des Hügels zurückkehrten, wohnte der Gast einer der magischen Teezeremonien bei. Als Erstes wurde Wasser aus dem Laufenden Tiger zum Kochen gebracht, ehe es eine Zeitlang abkühlen durfte. Alsdann wurden bei der richtigen Temperatur vom Zeremonienmeister einige Teeblätter in das noch leicht dampfende Wasser gegeben. Alle Anwesenden blickten gebannt auf das sich farblich verändernde Wasser, und gerade als die Teeblätter auf den Boden gesunken waren, übergab der Zeremonienmeister das Glas an Marco Polo, der den unverwechselbaren Geschmack des Qing Ming wiedererkannte.

So trank Marco Polo in Longjing einen der besten und elegantesten Tees dieser Welt und vergaß dabei alles um sich herum. Vor allem die Gründe, warum er nach Hangzhou gekommen war: die Vorboten der besten Seide, die es zu kaufen gab, und die schönsten Frauen, die es auf der weiten Welt zu bestaunen gab.

Er sank in eine andere, für ihn neuartige Welt hinein, eine Welt, die den Europäern noch für Jahrhunderte verborgen bleiben würde.

Taeping vor Ariel vor Serica

Ein Wettrennen um die halbe Welt

Robert Steele eilte zu den Docks. Die Nachrichten hatten sich in den letzten Stunden überschlagen, und der Schiffsbauer aus Greenock an der schottischen Westküste konnte es kaum glauben, dass die ersten drei Tea-Clipper, die an der Küste gesichtet worden waren, aus seiner Werft stammen sollten.

Ein Junge hatte es ihm atemlos berichtet: Es seien die Taeping, die Ariel und die Serica. Drei Schiffe aus seiner Werft! Was wäre das für ein Sieg gegen die scheinbare Übermacht der Fiery Cross unter dem erfahrenen und siegreichen Kapitän Richard Robinson! Vier der letzten fünf Rennen hatte die Fiery Cross gewonnen, und die Wetten bei den Buchmachern sahen dieses besondere Schiff auch dieses Jahr in der eindeutigen Favoritenrolle!

Für die ganzjährige Teeversorgung des Alten Europas waren diese Wettrennen nur von spezieller Bedeutung. Es ging viel mehr um die Ehre, den ersten Tee der neuen Pflückung nach Hause zu bringen, und nicht nur die Buchmacher wähten ein gutes Geschäft mit diesen ersten Lieferungen des neuen Jahres.

Daher galt es für die Schiffsbauer, die Balance zwischen möglicher Ladung und Seetüchtigkeit zu finden, um die Tea-Clipper sicher und schnell nach England zurücknavigieren zu können. Das schien Robert Steele mit seinen Werftarbeitern gelungen zu sein.

Die Taeping und die Ariel, beide in einer Kompositbauweise, also mit einem Holzrumpf mit Eisenballast, aber auch die Serica in Eisenbauweise waren darauf getrimmt, auf den zum Teil stürmischen und hohen Wellen der offenen Meere zu segeln, ohne dass dabei die Kontrolle über das Ruder aufgegeben werden musste.

Noch war nichts an den Docks zu sehen; allein eine schnell größer werdende Menge an Zuschauern fand sich zusammen. In ihrer Mitte stand Robert Steele und wurde mit jedem vermeintlichen Aufschrei der Zuschauenden nervöser und nervöser.

Vierzehntausend Meilen waren es vom chinesischen Fuzhou, das die Engländer Foochow nennen, bis an die Londoner Docks. Die besten Schiffe schafften diese Strecke in knappen einhundert Tagen, bei voller Last zu jeder Tag- und Nachtzeit. Gestartet am Pagoda-Anchorage, durch die China-See und die Sunda-Straße, vorbei an Anjer, dem Kap der Guten Hoffnung, über den Äquator nach Norden, an Kap Verde vorbei und auf dem schnellsten Weg nach London.

Zwei Drittel der gesamten Tee-Exporte aus China, die in Foochow verladen wurden, gingen in diesen Jahren nach Großbritannien. Auch in diesem Jahr 1866 wurden fast 500 Schiffe ausklariert, die mehr als 60 Millionen Pfund Tee exportierten. Die häufigsten Sorten waren dabei Congou, Souchong und grüner Oolong.

Langsam wurde die Menge unruhig. Auch Robert Steele ging einige Schritte an den Docks umher, um sich während des Wartens zu beschäftigen. Mit seinen geschulten Augen untersuchte er die dort liegenden Schiffe, doch keines konnte sein Interesse erwecken. Vor allem die schweren, dickbäuchigen Kohlenschiffe lagen herum und waren so ganz anders als die feingliedrigen Tea-Clipper, die noch von bärbeißigen Kapitänen hart am Wind gehalten wurden.

Bei den Kapitänen war es Brauch, einen Biberfellhut zu wetten, während die Mannschaften bis zu ganzen Monatslöhnen auf ihr Schiff setzten. Auf der Taeping kämpfte Kapitän MacKinnon mit seiner Mannschaft um den Sieg, während es auf der Ariel Kapitän Kaey und auf der Serica Kapitän Innes versuchten, vor dem jeweils anderen Clipper in den Londoner Docks zu sein.

Inzwischen war die Sonne längst untergegangen, und zum Glück für die wartende Menge waren die abendlichen Temperaturen an diesem 06. September 1866 recht angenehm. Plötzlich hörte man ein Raunen und in der Weite sah man den ersten Tea-Clipper, wie er von Schleppern die letzten Meter auf der Themse hinaufgezogen wurde. Noch wusste die Menge nicht, welches der Schiffe die Führung besaß und wie viele Längen die anderen hinter ihr waren, doch Robert Steele sah mit dem ersten Blick, dass es sich um die Taeping handelte.

Es war also tatsächlich ein Schiff aus seiner Reederei! Er dankte dem Herrn für diese erfüllte Hoffnung und sah mit leuchtenden Augen, wie nur wenige Minuten hinter dem ersten Schiff bereits das zweite am Horizont sichtbar wurde: Es war die Ariel! Robert Steele ging auf die Knie und schloss die Augen vor Glück.

In den nächsten Tagen war der äußerst knappe Sieg Schlagzeile Nummer eins auf den Titelseiten der Zeitungen. Dort stand in großen Lettern zu lesen: Taeping vor Ariel vor Serica! Die Klipper bringen die ersten Tees der neuen Ernte! Alle drei Schiffe gelangen binnen eineinhalb Stunden zu den Docks!

Das Teerennen von 1866 war entschieden, und Robert Steeles Werft hatte mitgewonnen. Seit diesem Septemberanfang war sie plötzlich und unerwartet die gefragteste Adresse für Tea-Clipper, die auch in den nächsten Jahrzehnten noch für spektakuläre Momente bei der Überfahrt von Foochow nach London sorgen sollten.

Bodhidharmas Augenlider

I

Es ist schon viele Jahrhunderte her, dass in Indien ein Prinz geboren wurde, dessen Name Bodhidharma lautete. Bodhidharmas Vater war König Sugundha, der noch zwei ältere Söhne besaß. Diese beiden Söhne waren jedoch nicht mit der Klugheit des dritten Sohnes gesegnet und versuchten, diesen über Schmährufe in der Gunst des Vaters und des Volkes zu verunglimpfen. Doch je mehr sie dies versuchten, desto mehr wirkten sie gegen das Karma, das ihnen beiden keinen Erfolg vergönnen konnte. Selbst Anschläge auf sein Leben entging Bodhidharma, sodass klar sein mochte, dass des Königs Wahl bestenfalls auf den dritten und nicht auf einen der ersten beiden Söhne fiel, wenn er über einen Nachfolger nachsann.

Doch Bodhidharma hatte gar nicht im Sinn, seinem Vater auf dem Königsthron nachzufolgen, sondern wollte viel lieber für den Frieden unter den Menschen wirken. Daher ließ er sich in die Lehren des Buddhas einweisen und folgte dem Ratschlag seines Lehrers, von der weltlichen Macht abzuschwören und zu einem Mönch zu werden, der auf alles verzichtete, was ihn an weltlichen Gelüsten zu reizen vermochte. Außerdem hatte ihm sein Meister empfohlen, Indien in Richtung China zu verlassen, was Bodhidharma auch nach dem Tod seines Lehrmeisters in Angriff nahm.

Als er nach China kam, war er ein Unbekannter, den man überall Da Mo rief. Er reiste in die Provinz Kanton und suchte sich einen Ort, an dem er sich zur Rast auf den zentralen Platz setzte und meditieren wollte. Die Menschen kamen in Scharen herbei, um den fremdländischen Gelehrten zu sehen und zu befragen, welche Weisheiten er aus dem fernen Indien mitgebracht hatte. Doch als sie ihn zu fragen begannen, setzte er sich in den Lotussitz und vertiefte sich in die tiefste Meditation. Sein Schweigen führte jedoch nicht dazu, dass die neugierigen Menschen aufhörten, Fragen zu stellen, ganz im Gegenteil, einige wurden sauer und beschimpften ihn regelrecht, während andere aus Unsicherheit zu lachen oder zu weinen begannen und wiederum

ganz andere stumm mit dem Kopf nickten und glaubten, dass sie verstünden. Doch wahrlich verstehen konnte ihn niemand.

Nach einiger Zeit des Meditierens, als sich ein Großteil der Menge gerade in Rage geredet hatte, kehrte der indische Gelehrte aus seiner Meditation zurück und besah die Menschenmenge, die sich nun endlich Antworten erhoffte, doch Da Mo trat zur Seite und ging schweigend ab. Die Meute war so verwundert über seinen Abgang, dass sie ihm nicht nachfolgte, sondern wie paralysiert auf dem Platz blieb.

Erst im Nachhinein wachte die Masse auf und rief gegen die Handlung des Weisen zum Sturm, aber da war dieser bereits außer Hörweite.

II

Doch diese bösen Nachreden über den mysteriösen wie schweigsamen Gelehrten aus Indien wurden über viele Mündler an den kaiserlichen Hof getragen, wo er das Interesse des chinesischen Kaisers hervorrief. Er ließ den Gelehrten ausfindig machen und bat ihn, an den Hof zu kommen, um dem Kaiser in seiner Allmacht einige Fragen zu beantworten. Da Mo war nicht abgeneigt und erklärte sich bereit, dem Kaiser die Fragen zu beantworten.

Somit trat der Gelehrte nach einer Weile des Reisens durch das große südchinesische Reich vor den Kaiser, der ihn voller Stolz fragte, ob er denn ein guter Herrscher sei, der alles für sein Volk täte, dem es ohne einschränkende Frage prächtig ergehe. Es war so ganz ohne Zweifel eine derjenigen Fragen, die man aufgrund der unterschiedlichen Machtverhältnisse niemals verneinte, doch zur Überraschung aller Mithörenden verneinte Da Mo tatsächlich die Anfrage des Kaisers.

Schwankend zwischen Zorn und Überraschung fragte der Kaiser den Gelehrten, wie er zu dieser ungewöhnlichen Einschätzung gelangt wäre, und Da Mo antwortete, dass ein Kaiser, der wisse, dass er ein guter Herrscher sei, niemanden danach fragen müsse, sondern es wüsste. Nur diejenigen Herrscher, die keine guten seien, benötigten die Bestätigung des Hofes, um die Augen vor der Wahrheit verschließen zu können.

So war die wahrheitsgemäße Antwort des Gelehrten, der daraufhin vom Kaiser gefragt wurde, ob es Buddha gäbe. Und unglaublicherweise verneinte Da Mo auch diese Frage, was zu einem großen Aufschrei im Thronsaal führte, doch der indische Gelehrte ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und erklärte, warum er diese Antwort in dieser Form gegeben hatte. Für ihn verhielt es sich so, dass jemand, der nach der Existenz Buddhas fragt, dessen Existenz grundlegend in Frage stellt – sonst würde er nicht fragen. Damit wäre klar, dass es für den Kaiser keinen Buddha gibt, was dazu führt, dass er auch nicht mit ihm verbunden sein könnte. Wenn aber Da Mo jetzt behauptet hätte, dass es Buddha gäbe, dann hätte er gegen die Überzeugung des Kaisers gesprochen, was ihm nicht anstehen würde.

In diesem Gesprächsduktus ging es in einem fort. Zu keiner Zeit erhielt der Kaiser eine für ihn adäquate Antwort, und als er keine Lust mehr auf das Gespräch mit seinem Gast hatte, verlangte er von diesem, den Thronsaal unverzüglich zu verlassen. Da Mo stand auf, schenkte dem Kaiser ein kurzes, mildes Lächeln und verließ den Palast, ohne dass ihm auch nur einer der Wachen zu nahe getreten wäre.

III

Da Mo verließ den Palast, blieb aber in der nahen Stadt, in der ein stadtbekannter Mönch predigte. Dieser Mönch mit Namen Shin Huang war früher ein hoher kaiserlicher General gewesen, der in vielen Kriegen viele Menschenleben auf vielen Schlachtfeldern gefordert hatte. Dieser Mönch hatte inzwischen von seinen Taten abgeschworen und übernahm den Rest seines Lebens die Aufgabe, Menschen vom Gegenteil des Krieges zu überzeugen und dass es einen anderen Weg gäbe: den des Friedens.

Bei einer dieser öffentlichen Reden setzte sich Da Mo in die Reihen der Zuhörenden und folgte den Worten des ehemaligen Feldherrn. Auch wenn der Feldherr überzeugt war, nicht mehr für den Krieg, sondern rein für den Frieden zu sprechen, so musste er sich selbst täuschen. Denn an jenen Stellen, an denen er tatsächlich für den Frieden sprach, nickte Da Mo in voller Eintracht mit dem Gesprochenen, während der indische Gelehrte genau in jenen Momenten mit einem Kopfschütteln widersprach, in denen der Mönch dem Kriegswesen verdeckt das Wort führte.

Dieses Verhalten des unbekanntenen indischen Gelehrten verunsicherte den konvertierten Mönch, der sich aus seiner Ruhe bringen ließ, wütender und wütender wurde, ehe er von dem einen auf den anderen Moment seine Gebetskette erhob und in Richtung Da Mo warf. Er traf diesen genau im Gesicht und schlug dem Gelehrten zwei seiner Vorderzähne aus.

Nun war allen Anwesenden klar, dass diese Fehde auf einen offenen Kampf hinauslaufen würde, und sie bereiteten schon eine Kampfarena in Kreisform vor, doch Da Mo lächelte, zeigte seine blutende Zahnlücke, drehte sich von dem zornigen Shin Huang ab und verließ den Ort, ohne auch nur ein Wort gesagt zu haben.

Ein weiteres Mal war die Menge derart perplex, dass niemand sofort reagierte, sondern alle dem Gelehrten hinterher schauten, wie er den Platz unter den Blicken der Menschen verließ.

Als Shin Huang endlich aus seiner Wut erwachte und realisierte, dass sein gesamter Zorn durch eine unfassbar kontrollierte Aktion seines Gegenübers ins Leere verpufft war, durchfuhr ihn der Gedanke, dass er den indischen Gelehrten unbedingt näher kennenlernen wollte. Also beschloss er für sich, dass er diesem Unbekannten folgte, um von ihm diese Art der Ruhe und Überlegenheit zu erlernen.

IV

Diesem Gelehrten, der sich von dem Platz entfernte, zu folgen, war weitaus schwerer, als Shin Huang gedacht hatte. Erst außerhalb der Stadtmauern erhielt er einen stichhaltigen Hinweis darauf, dass sich Da Mo auf den Weg zum Fluss Jangtse aufgemacht hatte – der Fluss, der das südliche vom nördlichen China trennte.

Und tatsächlich vermochte es der ehemalige Feldherr nicht, den Gelehrten bis ans Ufer des Jangtse einzuholen. Dort angekommen, sah er aus der Entfernung mit an, wie Da Mo zu einer alten Frau trat, die dort am Ufer Bambusschilf schlug, um es auf einen Stapel zu binden, den sie ins nahe Dorf tragen wollte.

Shin Huang blieb stehen und sah, wie Da Mo die alte Frau um eine einzelne Bambusstange bat, die er mit einem dankenden Lächeln auch erhielt. Noch während sich der ehemalige Feldherr Gedanken darüber machte, was der Gelehrte mit diesem einen Bambusstängel anfangen wollte, warf dieser ihn in den Fluss und stellte sich darauf. Alle Zuschauenden erwarteten, dass Da Mo auf der Stelle unterging, doch dieser vermochte es, sich nur aufgrund seines Chis auf dem Bambusstängel zu halten und über den Fluss tragen zu lassen.

Shin Huang schaute dem Treiben ungläubig zu, lief zu der alten Frau, nahm ihr ein Bündel Bambusstängel ohne zu fragen aus der Hand und schmiss diese in den Fluss. Kaum, dass er auch nur einen Tritt auf das Bündel machte, sank er sofort ein und tauchte im Gesamten unter. Nur mit Mühe und Not konnte er sich über Wasser halten und rief um sein Leben, sodass die alte Frau, die aus reinem Mitgefühl handelte, in das Wasser sprang, um den Ertrinkenden ans Ufer zu retten.

Als sie mit dem ehemaligen Feldherrn zurück ans Ufer gelangt war, sah Shin Huang, wie Da Mo am anderen Ufer angekommen war und mit einem federleichten Schritt von dem Stängel ans Ufer trat. Auch die alte Frau hatte verstanden, was Shin Huangs Glaube gewesen war.

Daher fragte sie ihn, ob er, Shin Huang, der große Feldherr und neuerlicher Mönch, verstanden hätte, warum er denn untergegangen sei. Da Shin Huangs Blick jedoch weiter auf Da Mo gerichtet war, antwortete die alte Dame für ihn. Weil er die alte Frau nicht respektiert habe. Weil Shin Huang niemanden respektiere. Das habe auch seine Wandlung zum Mönchtum nicht geändert, denn Lebenseinstellungen wie Respekt erlernt man nicht einfach, weil man sich entschließt, ein anderer Mensch zu sein. Da Shin Huang niemanden respektierte, nicht einmal sich selbst, musste er auch bei dem Versuch untergehen, sich selbst vertrauen zu müssen.

Die alte Frau erkannte plötzlich an dem veränderten Blick, dass Shin Huang verstanden hatte, was sie ihm mit auf den Weg geben wollte. Daher trat sie an ihr Bündel mit den Bambusstängeln, nahm einige davon, band sie zusammen und schuf für Shin Huang so die Möglichkeit, den Jangtse zu überqueren, um dem Gelehrten Da Mo weiter zu folgen.

V

Shin Huang hatte ein weiteres Mal die Spur des Gelehrten verloren, von dem er nur wusste, dass er sich nach Norden begab. Von Menschen auf dem Weg erfuhr der ehemalige Feldherr, dass Da Mo direkt in Richtung eines alten Shaolin-Klosters ging, das im weiten Norden Chinas lag.

Als die Mönche im Kloster erfuhren, dass ein berühmter indischer Gelehrter auf dem Weg zu ihnen sei, bereiteten sie alles für einen würdigen Empfang vor. In ihrem Eifer der Vorbereitung übersahen die Mönche jedoch, dass nicht das Shaolin-Kloster, sondern ein karges Ziel das Ende von Da Mos Reise war: eine nahe gelegene, einsame Höhle.

Als Da Mo im frühen Morgenrauen am Kloster vorbeilief und zu dieser einsamen Höhle kam, blieb er davor stehen, reckte sein Gesicht zu den aufkommenden, ersten Sonnenstrahlen und genoss den Moment des Erwachens. Tief in seinem Innern spürte er die Kraft, die ihn beseelte, aber auch die Enge seines Geistes. Um diese Enge in eine Weite zu transformieren, trat er in die Höhle hinein, suchte sich eine Wand und setzte sich im Lotussitz vor sie, um mit seiner Meditation zu beginnen.

Tiefer und tiefer versank er in sich, und als Shin Huang zur Höhle kam und den indischen Gelehrten darin meditieren sah, dachte er kurz darüber nach, diesen zu stören. Doch ein inneres Hindernis ließ ihn die kluge Entscheidung treffen, dass es besser sei, einen meditierenden Menschen auf der Suche nach seiner Mitte nicht zu unterbrechen, und so begann die Wache des ehemaligen Feldherrn.

Über neun Jahre hinweg meditierte Da Mo und schaute geradeaus an die Wand. In der Zwischenzeit hielt Shin Huang alle möglichen wilden Tiere und Menschen von der Höhle fern.

Immer mal wieder wuchs der Drang in Shin Huang, den indischen Gelehrten etwas zu fragen, und immer, wenn er sich dazu hinreißen ließ, den Meditierenden direkt anzusprechen, erhielt er von diesem immer dieselbe Antwort: gar keine. So zog sich Shin Huang immer wieder zurück, doch sein Zorn wuchs mit jeder nicht gegebenen Antwort.

Doch nicht nur Shin Huang versuchte es, Da Mo zu überzeugen; auch die Mönche aus dem Shaolin-Kloster versuchten ihn zu überreden, in den weitaus komfortableren Shaolin-Tempel zu kommen, um dort zu meditieren. Aber auch den Mönchen gab Da Mo keine Antwort, sodass diese bald ihre Bemühungen um den meditierenden Eremiten einstellten.

VI

Es war am Ende des neunten Jahres, als plötzlich etwas geschah, was Da Mo so nicht vorhergesehen hatte. Indem er seinen Blick auf die Wand gerichtet hatte, um in sich selbst hineinzublicken und die Weite seines Geistes zu entdecken, da fielen ihm aus heiterem Himmel die

Augen zu. Innerlich erschrocken öffnete er die Augen sofort wieder, doch kaum, dass sie offen waren, fielen sie erneut zu.

In Da Mo war – aus welchem Grund auch immer – die Müdigkeit zu seinen Augen gekehrt, und er stellte sich die Frage, was er gegen die Auswirkungen der Müdigkeit unternehmen könne. Lange sann er darüber nach und kämpfte derweil gegen das Einschlafen, als ihm glasklar vor dem geistigen Auge stand, dass das ausschlaggebende Merkmal des Schlafens die zufallenden Augenlider waren. Ohne zu zögern entschied sich Da Mo, dem Zufallen ein Ende zu setzen, und riss seine Augenlider heraus, sodass seine Augen niemals wieder zufallen konnten. Die blutgetränkten Augenlider warf er achtlos in Richtung des Ausgangs, wo sie auf einen Flecken lockerer Erde fielen.

Shin Huang, erschrocken über diese äußerst merkwürdige und abstoßende Entwicklung, musste sich erst sammeln und überlegte, in welchem Kontext er diese Selbstverstümmelung sehen musste. Doch ehe ihm eine Idee kam, legte er sich zum Schlafen und blieb auch in dieser Nacht vor der Höhle des indischen Gelehrten liegen.

So sehr der ehemalige Feldherr über den Gelehrten bisher gewacht hatte und niemand zu diesem dringen konnte, ohne dass Shin Huang die Erlaubnis erteilt hatte, wunderte sich der Wachende nicht wenig, als er am nächsten Morgen mit den ersten Sonnenstrahlen aufwachte und sah, dass an der Stelle, an die Da Mo seine herausgerissenen Augenlider geworfen hatte, über Nacht Sträucher gewachsen waren.

Mit grünem, dichtem Blätterwerk standen die vier Büsche nebeneinander und ließen den Wind in ihren Ästen und Blättern sanft rauschen.

Dies seien Teesträucher, meinte Da Mo wie aus dem Nichts heraus, und sie würden ihm dabei helfen, wach zu bleiben und gegen die Müdigkeit zu siegen. Shin Huang solle heißes Wasser zubereiten, und kaum, dass die ersten Blätter des Teestrauches aus den Händen des indischen Gelehrten in das Wasser fielen, verfärbte sich das Wasser in ein samtenees Gelbgrün und verströmte seinen lieblichen Duft in der ganzen Höhle.

Dann aber verfiel Da Mo zurück in sein meditatives Schweigen. Während der Tee ihm dabei half, für die Auslotung der Weite seines Geistes wach zu bleiben, förderte es nur den gestrengen Geist des ehemaligen Feldherrn, der den Gelehrten immer mehr darauf drängte, ihm zu zeigen, was er denn von ihm lernen konnte.

VII

Für weitere vier Jahre schwieg Da Mo, und mit jedem Tag wurde Shin Huang noch zorniger.

Dann begab es sich im Winter des dreizehnten Jahres, in dem draußen vor der Höhle tiefer Schnee lag, dass sich Shin Huang in eine solche Wut hineinsteigerte, dass er von Da Mo schreiend verlangte, dass er ihm endlich etwas beibringe. Doch da dieser weiterhin schwieg, überkam Shin

Huang der Zorn und er nahm einige Eisplatten, die er auf den ruhig sitzenden Gelehrten warf. Nun musste sich der Gelehrte bewegen, was er auch tatsächlich tat.

Wann er denn endlich etwas von ihm lernen könne, schrie ihn Shin Huang an, und Da Mo antwortete nur, dass es passieren würde, wenn der Schnee rot würde.

Ohne zu zögern zog Shin Huang sein Schwert und hieb sich den linken Arm ab, sodass das Blut auf den weißen Schnee fiel und ihn rot färbte.

Es sei erfüllt, fügte der ehemalige Feldherr in seiner wahnhaften Stimmung hinzu und besah den indischen Gelehrten mit sehnsüchtigem Flehen.

Nun sah auch Da Mo, dass das Zeichen erfüllt sei, und er riet dem ehemaligen Feldherrn, dass er mit seinem Geist vor ihn treten solle.

Sein Geist hätte ihn in Aufruhr verlassen und er könne ihn seither nicht wiederfinden, erwiderte Shin Huang, dessen Arm immer weiter blutete. Wie er denn seinen Geist befrieden könne, wollte er von dem Gelehrten wissen.

Dann denke ich, dass dein Geist bereits befriedet ist, erklärte der indische Gelehrte in der Höhle und erkannte in Shin Huangs Sterben, dass sich alles in allen Leben aller Lebewesen irgendwann einmal erfüllen würde.

Die Legende von Liu Liang

Es war in einer Zeit, als Wang Anshi der oberste der chinesischen Beamten und damit Kanzler des Großreiches China war. Kaiser Shenzong vertraute dem Kanzler so sehr, dass er dessen Reformwillen duldete, dem es vor allem darum ging, die Lebenswirklichkeit der Kleinbauern so zu verbessern, dass sie im Angesicht der Großgrundbesitzer, die eine allzu große Last für das Reich geworden waren, zu überleben vermochten. Denn wie in fast allen Reichen der Weltgeschichte trugen die Kleinbauern und Handwerker, diejenigen also, die täglich ihre Lebenskraft dem Boden und dem Wohlergehen der Menschen widmeten, die Hauptlast der Steuern und der Frondienste.

In dieser Zeit also lebte unter der Herrschaft des Kaisers Shenzong in einer vom Hof weit entfernten Stadt namens Lishui ein Junge namens Liu Liang, der sich mehr schlecht als recht durchs Leben schlug. Als er alt genug wurde, um auf den Feldern des größten Landbesitzers in der Umgebung Reis anzubauen, nahmen ihn seine Eltern mit zur Arbeit. Von morgens vor dem Sonnenaufgang bis so lange in den Abend hinein, wie man noch seine eigene Hand vor den Augen sehen konnte, arbeitete er mit seinen Eltern auf den Feldern.

Wenn die Familie dann im Dunkeln nach Hause ging, erschöpft von den Anstrengungen und Entbehrlichkeiten des Tages, wusste kaum einer genau, ob es an diesem Tag für eine ausreichende Mahlzeit reichen würde oder ob sie alle wieder einmal hungrig schlafen gehen mussten. Sie

gelangten müde und erschöpft zu ihrem kleinen, kargen Heim und wären fast schon eingeschlafen, wenn sie nicht alle eine gute Tasse Tee bekommen hätten, die ihre matten Lebensgeister wiedererweckte.

Schweigend nahmen sie das abendliche Essen ein, tranken Tee und während sich die Eltern früh schlafen legten, setzte sich Liu Liang noch eine Weile nach draußen und horchte in die Welt. Dabei geschah es, dass er eines Abends, als ein kräftiger Wind aufkam, meinte, in dem Pfeifen des Windes Stimmen zu hören. Liu Liang stand auf und horchte tiefer in den Wind hinein, konzentrierte sich auf das Wispern der Lüfte und glaubte, das Wort Tee aus ihm herauszuhören. Dann war mit einem Mal der Spuk vorbei, und es ward windstill, wie den ganzen Tag zuvor.

Liu Liang stand noch eine ganze Weile gedankenverloren vor dem kleinen Haus seiner Familie, ehe ihn die Müdigkeit übermannte und er schlafen ging. In der Nacht träumte er vom Tee. Von der Pflanze, von ihrem Geschmack, von den Variationen der Beimischungen, von der Zubereitung, von dem Wissen darum, einen guten Tee machen zu können.

Am nächsten Morgen, als seine Eltern Mühe und Not hatten, den jungen Heranwachsenden aus dem Schlaf zu bekommen, stand dieser auf wackeligen Beinen und erklärte seinen Eltern, dass er ab nun nicht mehr auf dem Reisfeld arbeiten, sondern sich in die Lehre eines Teezeremonienmeisters begeben wolle. Die Eltern waren nicht wenig erstaunt über diesen Wunsch ihres Sohnes, der bisher so gar nicht daran gedacht hatte, dass das einmal sein Wunsch wäre.

An diesem Tag sollte Liu Liang noch mit aufs Feld kommen, damit man seinen neuen Plan besprechen könne, doch er weigerte sich und lief von zu Hause fort. Die Eltern schrien dem Jungen hinterher, aber er hörte nicht mehr und lief immer weiter, so weit ihn die Füße trugen.

So gelangte er zu dem ersten Teezeremonienmeister, der ihn nicht mal anhörte, während ihm der zweite wenigstens sagte, dass er weder ausreichend alt noch ausreichend klug genug wäre, um das hohe Amt des Teezeremonienmeisters auszuüben. Liu Liang sah schon vor seinen Augen, wie die Bestimmung des Windes zu platzen schien und er zu seinen Eltern, um Verzeihung bettelnd, zurückkehren müsste. Vom vorletzten Teezeremonienmeister der Stadt, von dem er auch rundweg eine Ablehnung erhielt, erfuhr er jedoch, dass es einen einsam lebenden Meister gab, der sein Handwerk aber seit langen Jahren beigelegt hatte, in dem Glauben, dass es bald jemanden geben würde, der um so viele Längen besser sein würde, dass er sich nicht der Lächerlichkeit seiner eigenen Unfähigkeit preisgeben wollte.

Und da der Zurückgezogene fest an diese Bestimmung glaubte, so fest, wie Liu Liang die Nacht davor dachte, dass der Wind ihm seine Bestimmung eingeflüstert habe, war es kein allzu großes Wunder, dass er den kleinen Jungen in sein ärmliches, abgelegenes Haus bat, als dieser an seine Türe klopfte und fragte, ob er bei ihm in die Ausbildung gehen könne.

Zunächst bröckelte die Zuversicht des Zeremonienmeisters, denn Liu Liang war nicht der klügste oder cleverste Kopf, den er erwartet hatte, sondern ein einfacher Reisbauernjunge, der einen Traum lebte. Zäh gestaltete sich der Unterricht und das einzige, was Liu Liang wirklich bewies, war, dass er kein allzu großes Talent für die eigentliche Zeremonie hatte. Nein, sein Talent lag in einem völlig anderen Bereich: dem Verköstigen von Tee.

Nun erkannte der Teezeremonienmeister die wahre Bestimmung seiner Lehrerschaft und nahm diese an, indem er alle seine kargen Ersparnisse in die verschiedenen Teesorten steckte, um dem Jungen alle möglichen Geschmacks- und Duftsorten vor die Nase zu setzen. Die anderen Zeremonienmeister der Stadt lachten umso mehr über den eigenwilligsten unter ihnen, doch ihr Lachen sollte just an dem Tag verstummen, als in der Stadt bekannt gegeben wurde, dass Liu Liang, Sohn der Stadt Lishui, an den Hof des Kaisers ziehen würde, um dort einen Wettbewerb zu bestreiten, dessen Schirmherr der Kanzler höchstpersönlich war.

Obwohl er jahrelang seinen Sohn ob seiner Flucht verschmäht hatte, kam der Vater am Tag der Abreise seines Sprosses zum Hofe des Kaisers und stand in der jubelnden Menschenmenge. Liu Liang, der seinen Vater in der Menge entdeckte, wie dieser versuchte, seinen Sohn bei dessen Triumph zu erleben, erkannte ihn, lief zu ihm hin und beide umarmten sich so innig, als wären alle aufgebauten Hürden der letzten Jahre seiner Flucht von zu Hause mit einer Träne niedergerissen worden. Der Vater wünschte dem Sohn viel Glück auf seiner langen Reise und lächelte noch Tage später, wenn er daran dachte, wie sich Liu Liang im Bauch eines kleinen Lastkahns Richtung Kaiserstadt bewegte.

Der Wettbewerb fand zunächst als Vorwettbewerb ohne Beteiligung des Kaisers statt, und Liu konnte sich in den Disziplinen Geschmackserkennung und Sortenerkennung für weitere Aufgaben qualifizieren. Da die Gruppe von Teemischern und Teeverköstigenden am Hofe des Kaisers sehr überschaubar war, wunderten sich alle über die Anwesenheit des Provinzlers, der sich mühelos für die Audienzen vor den Augen des Kaisers qualifiziert hatte.

Am Abend dann kamen sie zu ihm, Abgesandte von höheren Beamten oder die Beamten sogar selbst, um zu erfahren, welche Geheimnisse dieser junge Mann aus Lishui mit sich führte. Doch der Junge wie auch sein Teezeremonienmeister waren nichts anderes als die pure Höflichkeit und beantworteten alle Fragen ohne Argwohn, sodass die Menge der Fragenden sich zurückzog, ohne etwas Genaueres über den Konkurrenten um die besten Plätze im Wettbewerb in Erfahrung gebracht zu haben.

Da Liu Liang an dem folgenden Tag für zwei der fünf Wettbewerbe qualifiziert war, durfte er auch noch an einem dritten teilnehmen. Er entschied sich gegen den Rat seines Teezeremonienmeisters für die Klassen aller Klassen – der Teemischung, in der die Konkurrenz schier unschlagbar schien.

Als es daran ging, die Teemischung herzustellen, die er dem Kaiser und seinen Beamten präsentieren wollte, nahm Liu Liang als Basis einen ausgewogenen Lung Ching, suchte unter allen Ingredienzien ein aromastarkes Jasminöl heraus, tröpfelte nur wenige Tropfen über den Tee und ließ das Öl durch langsames, behutsames Wenden in den Tee einziehen. Dann setzte er sich neben den Tisch, auf dem seine Mischung lag, in den Lotussitz und schaute den anderen Mischern zu, wie sie eine nach der anderen Zutat hinzufügten, probierten, verwarfen, neu kreierten, probierten und verwarfen, ehe die Zeit kurz vor dem Ablauf war und die betriebsame Hektik in eine nervöse Grundstimmung umschlug.

Pünktlich endete die Vorbereitungszeit mit einem Gong, und als der Kaiser eintrat, beugten sich alle mit dem Gesicht zu Boden, sodass sie nicht sehen konnten, wie der Kaiser an den Tischen vorbeiging, um die neuen Kreationen zu verköstigen. Der Lautstärke nach zu urteilen, gab es wohl einen Favoriten, denn an einem Tisch in der Nähe hatten einige Stimmen sehr wohlwollend, gar entzückt geklungen. Nun aber kam der Beamtenverbund an Liu Liangs Tisch, und kaum, dass sich alle eine Tasse genommen und probiert hatten, spukten sie den Tee wieder aus und gingen schnatternd und zeternd von dannen. Allein einer blieb vor dem Tisch des Jungen stehen, probierte den Tee, setzte die Tasse ab und spuckte nicht aus, sondern hieß den Jungen sich zu erheben.

Als Liu Liang aufstand, sah er sich dem Kaiser gegenüber, der ihn eingehend musterte. Wo er denn herkomme, wollte der Kaiser wissen, und Liu antwortete pflichtgemäß. Dann wollte der Kaiser wissen, warum Liu ihm einen solchen Tee zum Probieren vorgesetzt hätte. Auch dieses Mal antwortete Liu wahrheitsgemäß, indem er dem Kaiser erklärte, dass er es für besser hielt, den Geschmack eines guten Tees nicht durch die Beigabe von starken Duftstoffen zu verstecken, sondern beides klar nebeneinanderzustellen. Der Tee habe immerhin ein Anrecht auf Entfaltung seines Geschmacks, erklärte der Junge und sah, wie der Kaiser zu lächeln begann.

Inzwischen waren die Beamten, die eben noch schimpfend und spuckend von dem Tisch fortgelaufen waren, zurückgekehrt und versuchten sich erneut an Lius Tee. Obwohl er ihnen auch dieses Mal nicht zu schmecken schien, wie Liu Liang an den verzogenen Gesichtern herauslesen konnte, waren sie nun vorsichtiger in ihrem Urteil, denn es konnte der Fall eintreten, dass der Kaiser den Jungen dafür lobte, dass er einen solch einfachen, aber ausgewogenen Tee kreiert hatte. Alle Beamten blickten nun zum Kaiser, wie er entscheiden würde, und Shenzong legte eines seiner wenigen Lächeln auf, ehe er verkündete, dass er den diesjährigen Sieger gefunden habe. Alle Augen, die nicht auf den Boden gerichtet waren, blickten zu dem Jungen aus der fernen Provinz, doch obgleich der Kaiser verstanden hatte, was Liu Liang mit seiner einfachen Kreation sagen wollte, so entschied er sich dazu, denjenigen auszuzeichnen, bei dem es vorher den Aufschrei der Freude gegeben hatte.

Erst viel später am Abend, nachdem Liu Liang bei den beiden anderen Wettbewerben keine allzu großen Chancen auf den Sieg gehabt hatte, kam ein Bote des obersten kaiserlichen Beamten bei Liu Liang und seinem Zeremonienmeister vorbei und überreichte den beiden eine Schriftrolle. Ehe die beiden diese öffnen konnten, empfahl sich der Bote und verschwand im Dunkel des Abends. Einen heftigen Kloß verspürten die beiden in ihren Hälsen, als sie das Papyrus entrollten, auf dem eine persönliche Nachricht des Kaisers stand, in der er Liu Liang und seinem Mentor dafür dankte, ihm die Bedeutung des Einfachen zurückgebracht zu haben. Dass diese Kreation jedoch nicht gewinnen konnte, lag ganz einfach daran, dass es zu mehr Streit als Aussöhnung unter den Beamten geführt hätte, sodass der Kaiser für seinen Hofstaat den Frieden anstatt die mögliche Erneuerung erwählte.

Als Liu Liang diese Worte des Kaisers vernahm, spürte er in seinem Inneren, dass er seine Aufgabe mehr erfüllt hatte, als wenn er bei einem der drei Wettbewerbe als Sieger hervorgegangen wäre. Denn einem Mächtigen das Einfache wieder näher ans Herz zu rücken, ist eine viel größere Leistung, als dem Einfachen das Mächtige zu ermöglichen.

Liu Liang und der Teezeremonienmeister blieben so lange am Hof, dass ihre Abreise nicht als Flucht gewertet wurde, und als sie beide zurück nach Lishui gelangten, lief Liu Liang zu dem Haus seiner Eltern und fiel zunächst der Mutter und dann dem Vater um den Hals, um beide danach nie wieder zu verlassen.

Die Geschichte eines Suchenden, der am Ende eine Lösung fand, die ihn verwundert zurückließ

Bereits Einstein versuchte, die Welt auf eine einzige Formel zu reduzieren, die eine Weltformel, die alle Zusammenhänge explizit und implizit, vollständig und im Kleinen, redundant und spartanisch, dynamisch und starr erklären könne – kurz, die dem Leben einen endgültigen Sinn geben würde, der unbestritten der einzig wahre wäre. Einstein suchte und suchte und fand sie nicht – doch nichtsdestotrotz haben es immer wieder eine Unzahl von Menschen versucht, sich diesem Thema zu nähern, haben unendliche Formelketten gebildet, summiert, multipliziert, subtrahiert, gekürzt, potenziert, aus- und eingeklammert, exponentiell gerechnet, wurzelbruchstückhaft gebrochen, kurzum alle Register gezogen, welche die Mathematik in Kombination mit dem Geist zuließ.

Nun kam eines Tages ein kluger Kopf daher, der kaum das Verlangen nach einer Weltformel haben konnte, denn ihn interessierte weder die Mathematik noch irgendein anderes Fachgebiet dieser Erde. Er war ein Lebemann, einfach gestrickt, wenn auch äußerst intelligent. Viele sagten damals, dass er viel zu klug für diese Welt wäre. Um sich mit dieser nicht auseinandersetzen zu müssen, lebte er das Leben eines geistig Nachstehenden, dessen Fähigkeiten nicht ausreichten, um die

komplexen Netzwerke innerhalb der sozialen Strukturen zu erkennen; der kluge Kopf machte sich selbst zu einem dummlichen.

Aber die Geschichte sollte sich von einem Augenblick zum anderen ändern, als dieser Junge, der sich für nichts interessierte, sich auf eine Wiese legte, den Wind um seine Nase spielen spürte, die vorbeiziehende Herbstsonne am blauen Himmel genoss und sich die erste aller Fragen stellte: Warum ist es eigentlich nicht bewölkt, wie es normalerweise in dieser Jahreszeit scheint? Und indem er im Gras auf der Wiese lag und den Himmel beobachtete, dachte er über eine Erklärung nach, die weit über seinen Verstand hinausging, weit über dem, was man ihm auf der Sonderschule beibrachte, auf die ihn seine Eltern geschickt hatten, nachdem sie keine andere Wahl mehr sahen, mit dem scheinbar geistig Behinderten adäquat umzugehen. Und wie er in dieser Wiese liegt und dynamische Funktionen über die Thermiken des Klimas aufstellt, sie über eine mehrdimensionale Matrix abgleicht und nach einer Lösung auflöst, fällt ihm ein, dass er bei seiner Rechnung Faktoren außer Acht gelassen hat, die ihm das Ergebnis verändern würden, wenn er diese nicht mit einberechnete. Somit begab es sich, dass der Junge, der weiterhin im Gras auf der Wiese lag und den Himmel in seiner Ganzheit beobachtete, die menschlichen – und damit meine ich alle – Aktivitäten einrechnet, dabei darauf achtete, einen möglichen Fehlerterm möglichst mit einer geringen Wahrscheinlichkeit außen vor zu lassen, und einen Weg fand, Mensch und Umwelt in eine Gleichung zu packen, die sich im Kopf des Jungen über mehrere Kilometer zog; allein das Kürzen dieser nach mehr als eintausend verschiedenen Variablen abgeleiteten und ebenso vielen Dimensionen ausgebreiteten Matrix dauerte eine halbe Ewigkeit, die den Tag zur Neige brachte, als der Junge, der sich weiterhin keinen Meter rührte und das wehende Gras mit seiner Haut an den Armen spielen ließ, vor seinem geistigen Auge nicht mehr viel hatte; nein, er hatte diese ellenlange und schier unüberblickbare Gleichung, diese Weltformel, auf eine kleine zusammengefasst, in der alle Erklärungen standen, alle wesentliche Punkte, die das Leben der Menschen, was sage ich, des ganzen Planeten und darüber hinaus betraf, und es waren nicht mehr viele Schritte zu erledigen, als dem Jungen für einen kurzen Moment der Atem stockte – als würde er die Bedeutung des Augenblicks erfassen – doch dann fiel ihm auf, warum er gestockt hatte: nach all dem Kürzen und Subtrahieren, Vereinfachen und Zusammenfassen war nicht mehr viel übrig und je mehr er daran arbeitete, desto mehr erwuchs in ihm die Überzeugung, dass er die Antwort bereits kenne – und wie es sich herausstellte, hatte er Recht, denn die Antwort auf die große Weltfrage war je nach Rechenschritt $1=1$ oder $0=0$, was immerhin bewies, dass die Gleichung, die der Junge, der auch in der Abenddämmerung im Gras der Wiese lag, die er über die Welt, begonnen mit dem Klima und den Menschen, aufgestellt hatte, in sich konsistent war – wenn auch ohne direkt Aussage.

Ohne sich Sorgen um die fehlende Aussage zu machen, stand der Junge – der erst jetzt merkte, dass es dunkel war – vom Gras auf, machte sich bereit, dass ihm seine Eltern die Leviten lesen würden, wenn er so spät heimkäme, doch das war ihm nicht wichtig – solange er am nächsten Tag wieder an diesem Platz auf der Wiese liegen konnte, mit den Augen zum blauen Himmel und mit den Gleichungen im Kopf.

Die Geschichte einer Frau, die alles verliert, weil sie sich selbst findet

Vor noch einigen Jahrzehnten funktionierten Ehen oft nur, weil sich die Frau zurücknahm und alles in sich hineinfräß, was der Mann ihr aufoktroierte – die Gesellschaft hatte sich ein Modell geschaffen, in dem die Frauen nicht selten die Unterdrückten waren. Jahrzehnte später hat sich dieses Bild grundlegend geändert, wenn es auch weiterhin eine Menge Frauen gibt, die sich unterdrücken lassen, vor allem deswegen, weil sich der Mann innerhalb der Gesellschaft nicht ändern will. Spricht man innerhalb einer Männergesellschaft von diesen sich selbst befreienden Frauen, geht ein Zittern durch die Runde; Schlagwörter wie Karrierefrau, Männerhasserin, Emanze, Kampfweib, Liebestöterin gehen von Mund zu Mund und alle anwesenden Männer haben ein genaues Bild vor Augen: ihr weibliches Feindbild.

Doch was eine Frau alles verlieren kann, wenn sie sich der Welt öffnet und sich gegen das Patriarchat der eigenen Familie wehrt, zeigt folgendes Beispiel, welches der Autor mündlich angetragen bekommen hat. Eine Frau in ihren mittleren Jahren hatte drei Kinder eines Mannes großgezogen, den sie nicht mehr liebte; dafür umso mehr ihre Kinder, die sie zuweilen vor den Wutattacken ihres Mannes beschützen musste, indem sie sich selbst zum Opfer machte. Nun war zunächst das erste Kind aus dem Haushalt entschwunden, bald folgte das zweite, nur das dritte wollte noch nicht recht flügge werden. Eines Abends sitzen beide zusammen – Mutter und das dritte Kind – und unterhalten sich über ein unwichtiges Thema, als der Vater hereinkommt und Befehle erteilt, als wäre er ein General und die beiden seine Vasallen; die Mutter ist springfertig und macht alles, während das Kind bockig sitzen bleibt und mit dem Vater einen Streit beginnt, der darin endet, dass der Vater dem Kind auf den Kopf zusagt, dass es für nichts gut wäre und warum er den ganzen lieben Tag für jemanden arbeiten würde, den er nicht einmal eine Spur weit liebt. Die Mutter registriert diese Aussage mit Erschrecken, denn trotz aller Boshaftigkeit des Vaters hatte sie bisher immer an seine Liebe zu den Kindern geglaubt. Mit dieser Aussage ist dann auch das gemeinsame Leben beider Eltern vorbei; die Frau packt am folgenden Tag alle nötigen Klamotten zusammen, schreit bei einigen Freundinnen um Hilfe und zieht aus, ehe der Mann nach Hause kommt und einen Brief vorfindet, in dem sie ihm anzeigt, dass sie die Scheidung einreichen

werde. Der Mann ist außer sich vor Wut, und da er weiß, wo sie Unterschlupf gefunden hat, fährt er dorthin, versucht seine Frau zunächst mit gestellter Liebe zurückzugewinnen, doch sie hat die besseren Argumente. Da seine verbalen Mittel nicht funktionieren, sucht der Mann die Flucht in sein letztes Mittel: die Gewalt. Die Frau erträgt die Prügel mit einem Gefühl der moralischen Überlegenheit; die Freunde rufen die Polizei und trennen den Mann von der Frau. Indem der Krankenwagen kommt und die lächelnde Frau ins Krankenhaus bringt, sucht die Polizei den Straftäter und findet ihn sturzbetrunken in seiner Stammkneipe; sie nehmen ihn mit aufs Revier und buchen ihn ein. Während er sein Leben auf Weiteres in der Zelle verbringen wird, genest seine Frau, die mit ihrer neuen Freiheit sogleich die Scheidung einreicht, die Kinder um sich versammelt und ein neues Leben beginnt – sie wird zu den Frauen, die sich alleine aufgerafft haben, keinen Mann mehr brauchen und dementsprechend schräg und mit Unwohlsein von diesen betrachtet werden; jedes wilde Tier, welches dominant im Reich eines anderen wildert, ist eine Bedrohung. Diese Frau, die sich von den familiären Ketten befreit hat, beginnt ein eigenständiges Leben, findet eine gut bezahlte Arbeit, mietet sich eine schöne Wohnung und sucht nicht mehr nach einem Mann. Sie wird auch bis zu ihrem Tode keinen mehr finden – sie hat alles aus ihrem alten Leben verloren – und doch sich selbst gefunden.

Ohne Hintergedanken

Das Leben macht mich gerade mal so richtig fertig – und zwar nicht das Leben rund um meine Ehefrau, meine Hunde, meine Kinder, meine Schwiegermutter, meine Nachbarn oder irgendwas anderes, sondern einfach nur der Umstand, dass ich etwas getan habe, mit dem ich mich selbst so richtig fertig mache. Ich tigere durch die Wohnung, so laut, dass mir einer meiner Hunde auf Schritt und Tritt folgt, und meine Ehefrau beginnt, die Augenbraue hochzuziehen. Das sind im Übrigen völlig normale Rhythmen: Sie ahnt, dass ich etwas ausbrüte, und lässt mich brüten. Ich brüte über das Besagte und muss feststellen, dass ich nicht weiterkomme, tigere also durchs Haus, bekomme hin und wieder die hochgezogene Augenbraue, die mir andeutet, dass sie bereit ist, mit mir zu reden, doch ich bin es noch nicht. Meine Frau wartet auf den richtigen Moment, bis ich bereit bin, darüber zu reden. Alles andere würde dazu führen, dass ich dichtmache und mich mit meinen Problemen irgendwo zurückziehe, wo sie dann ungelöst auf einem Haufen herummodernder und toxischer Themen landen, die zwangsläufig nur einen kleinen Auslöserfunken benötigen, um wie eine Rakete durch die Decke zu gehen. Und dieses Problem, das ich gerade mit mir herumschleppe, hat nicht nur das Potential, eine äußerst toxische Wirkung zu entfalten, sondern ist zudem auch noch der Funke selbst. Das ist das Maximum aller Probleme!

Wenn jetzt der geneigte Leser daran denken möge, was dieses Problem alles sein könnte, dann kann ich ihn beruhigen: Ich bin weder fremdgegangen noch habe ich einen wichtigen Einrichtungsgegenstand von meiner Frau vernichtet, noch habe ich etwas mit den Hunden angestellt oder den Kindern Flausen in die Ohren gesetzt. Nein, ich würde schlicht und einfach verführt. Von einem Geschenk. Jetzt sind Geschenke an sich dafür da, einen Menschen zu verführen. Entweder zur unfreiwilligen – oder freiwilligen – Aufnahme von schier unendlich wirkenden Kalorien, zur aufrichtigen – oder unaufrichtigen, aber taktisch cleveren – Aufforderung zum Verzeihen, zum Beschenken, zum Verschenken, zum Verschenken des beschenkten Geschenks, was auch immer. Geschenke sollten im Prinzip einen guten Geist haben. Dieses hier hat einen verfluchten, denn ich soll verflucht werden – oder ich es bereits?! Wahrscheinlich hat sich der Fluch schon so tief in mein schwarzes Herz gegraben, dass es von innen heraus fault, solange, bis ich herzlos bin.

Ich will nicht länger darüber nachdenken müssen! Sonst werde ich noch verrückt! Ich nehme das Geschenk, will zu meiner Frau gehen, um mir einen Ratschlag abzuholen, stelle das Paket vor ihr hin und warte ab, was sie sagt. Sie schaut sich das Paket an, öffnet es und findet darin nützliche Gegenstände, die erst einmal einkassiert und in den normalen Hausutensilienbestand eingeordnet werden. Ohne darüber diskutiert zu haben, ist mein Problem nun nicht nur toxisch, sondern flammt ganz in der Nähe der toxischen Gase herum. Ich schreie sie an, packe alle Teile wieder in die Kiste und brülle darauf los, dass das Bestechung ist, dass das gegen die Compliance-Regeln meiner Firma ist – Regeln, die das richtige Handeln vorgeben –, dass das ein hirnrissiger Versuch ist, mir Sympathien in mein faulendes Herz zu pflanzen, für eine andere Firma, deren Kontakt ich nun einmal bin. Das, was meine Frau da gemacht hat, ist definitiv kein richtiges Handeln, sondern einfach nur falsch. Ich versuche es ihr zu erklären, nur um am Ende der Diskussion festzustellen, dass sie recht damit hat, dass ich schon verführt wurde. Dass ich mich habe verführen lassen. Dass das Kind längst in den Brunnen gefallen ist. Ich argumentiere, dass ich das Kind noch vor dem Ertrinken retten könnte, indem ich mit meinem Vorgesetzten spreche, worauf sie mir viel Glück wünscht und süffisant hinzufügt, dass das Risiko, entdeckt zu werden, geringer kaum sein könnte, wenn ich einfach schweige. Wenn die andere Firma auch nicht quatscht. Aber die hätten ja auch kein Interesse, die Bestechung offenzulegen!

Am Ende ordnet meine Frau wieder alle Gegenstände im Haushalt ein. Ich weiß nun, dass es eine Bestechung ist, die ich angenommen habe, weil ich mich verführen ließ. Ich nehme mir vor, in Zukunft besser darauf aufzupassen, ja, das ist mein hehres Ziel für die Zukunft, ohne dass ich weiß, wie ich mich gegenüber dieser einen Firma verhalten soll, die mich verführt hat. Wie die wohl reagieren werden, wenn ich mich undankbar oder unkooperativ verhalte? Werden sie dann meine Bestechlichkeit verraten?

Ich schließe die Augen und sehe um mich herum dampfende, toxische Geschichten, überall. Und ich stehe in der Mitte dieser Geschichten und halte eine brennende Fackel in der Hand. Aus irgendeinem Grund fühle ich mich in diesem Moment nicht einmal schlecht dabei.

Getrieben

Sie hat mich zwar verlassen, aber das macht nichts! Das sage ich mir immer wieder, um zu erklären, was mit mir geschieht. Denn ich verstehe nicht, was mit mir geschieht. Dieses unbestimmte Gefühl, dass ich mich schlecht fühlen müsste, dass ich mir unsicher über die Zukunft werde, dass es mir körperlich mies geht – dieses unbestimmte Gefühl bestimmt meinen Alltag. Einen Alltag, den ich nur meistern kann, weil ich mir immer wieder sage, dass es mir nichts ausmacht. Um die Gedanken wenigstens für einige Stunden zu verdrängen!

Als sie mir sagte, dass sie mich verlassen würde, um zu einem anderen zu ziehen, war ich gerade so vertieft in meinem Projekt auf der Arbeit, dass ich nicht mal angemessen reagierte. Ich sagte so etwas wie »Ja, Schatz, mach das!«, und sie rastete augenblicklich aus. Dass ich mich nicht mal an das erinnere, was ich gesagt habe, macht deutlich, wie wenig ich von den Entwicklungen im Vorfeld mitbekommen hatte. Doch diese Missachtung, die sie durch meine Antwort zusätzlich empfand, ganz so, als würde ich sie auslachen wollen, als wären ihre Worte nichts weiter als ein seltsamer Scherz, ließ das Fass überlaufen. Es schwappte auf mich eine Welle Wut und tiefster Zorn, den ich bisher noch nie in dieser Form verspürt hatte. Ich war wie betäubt und konnte mich nur freischwimmen, indem ich alles zusagte, was sie mir an den Kopf warf. Dann saß ich alleine in der Wohnung und sollte es auch bleiben.

Ich wartete wachsam auf das Gefühl des Zusammenbruchs, des Umfallens meiner Selbstsicherheit, die eher einer Betonfassade vor meiner eigentlichen Gefühlswelt gleicht, doch es kam nichts. Ich ging weiter zur Arbeit, beendete mein Projekt und sitze nun hier mit diesem unbestimmten Gefühl, dass etwas fehlt.

Das Absurde ist, dass dieses Gefühl, dass etwas fehlt, mich beginnt fertigzumachen. Nicht, dass mich meine Frau verlassen hat, nicht, dass sie mich finanziell und materiell ausgezogen hat, nicht, dass sie versucht hat, mich emotional auf ganzer Front anzugreifen, sondern das Fehlen einer angemessenen Reaktion. Bin ich in meinem Innern abgestorben? Ich fühle doch das Fehlen – also habe ich doch Gefühle! Ich bin ein Mensch, der fühlt!

Ich gehe wieder zur Arbeit und suche nach einer Beschäftigung, um mich aus meinem Hamsterrad hervorzuholen. Es will mir nicht gelingen, da das Projekt beendet ist, die Vorgesetzten mir auf die Schulter geklopft haben und mitteilten, dass ich jetzt erst einmal einen Gang zurückschalten solle, ehe ich das nächste Projekt stemme. Ich antworte nur, dass ich auch gleich wieder in ein neues

Projekt gehen könne, doch meine Chefin sagt nur, dass sie mich nicht verheizen möchte. Ich will ihr antworten, dass ich das schon selber erledige, das mit dem Verheizen, schweige aber.

Ich verheize mich selber! Das entspricht ungefähr dem unbestimmten Gefühl, das in mir lodert. Drehend in meinem Hamsterrad über einem Scheiterhaufen laufe ich vor mir selbst davon. Ich weiß darüber Bescheid, kann dem aber nicht entfliehen.

Ich frage mich, ob es eine Exit-Strategie gibt. Ein Break-even-point, an dem sich das unbestimmte Gefühl wieder normalisiert. Oder steuere ich auf mein eigenes Exit, meinen eigenen Break-even-point zu? Was, wenn ich ihn erreiche? Kann ich dann endlich über meine gescheiterte Ehe trauern? Hinter der Betonfassade, für mich allein?

Schwanger

Ein Akrostichon

Das Büro war übersät mit riesigen Aktenstapeln. Das **eigentliche** Thema war, dass sie genau dann ein **Problem** bekommen würde, wenn nicht alles so **war**, wie es immer war – denn Veränderungen wurden **nicht** akzeptiert. Die Geschäftsführung verlangte, **dass** jeder Vorgang dokumentiert wurde, und dass **sie** mit ihrer Unterschrift dafür geradestand, damit **nicht** auf dem Protokoll ihre Kollegin zu finden war, die **schwanger** zu Hause ihre Elternzeit verbrachte. Da **werden** Unmengen von Akten herbeigebracht, und sie **konnte** sich kaum noch in ihrem Büro bewegen, **sondern** musste über einige Stapelberge dergestalt klettern, **dass** sie es mit der Angst bekam, herunterzufallen. Wie das **ihre** Chefs gefunden hätten? Auch die Gesichter ihrer **Freundinnen** sah sie schon vor dem geistigen Auge, wie sie **alle** fiese Grimassen schnitten, die sie wie pubertierende **Kinder** aussehen ließen. Zum Glück für die Kletternde **bekamen** ihre Freundinnen nichts davon zu hören, **und** ihren Chefs vermochte sie Entwarnung zu geben, **damit** sie in Ruhe arbeiten konnte. Wobei andere Kollegen **angaben**, dass sie es nicht rechtzeitig schaffen würde, **ohne** dass es der Prüfergesellschaft auffiel, dass **auf** gewissen Dokumenten nicht alle Dinge vermerkt waren,

die dort aufgeführt werden mussten. Da sie jedoch ihre **Gefühle** herunterschlucken musste, um in **ihrer** zeitlichen Not die Arbeit zu schaffen, damit ihre **hilflosen** Chefs nicht auffielen, ließ sie ihre Wut an ihrer **Freundin** aus, die es einfühlsam verstand, auf alles **achtzugeben**, was sie sagte, ohne es persönlich zu nehmen.

Spiegelbild

Sie gönnt sich eine kurze Pause, hält in ihren kreisförmigen, professionellen Bewegungen ein, stützt sich auf das marmorne Waschbecken, hebt ihren Blick und betrachtet sich im Spiegel. Eine Strähne fällt ihr ins Gesicht, wie immer, wenn sie arbeitet und die Spangen nicht alle Haare halten.

Saubermachen im Hotel ist körperliche Hochleistungsarbeit, und im Spiegel sieht sie eine ungeschminkte, zähe Frau, die um sich und ihr Leben weiß. Gleich wird die Vorarbeiterin durch den Raum und das Bad marschieren, wird sich die Ecken und die versteckten Hindernisse des Hotelzimmers genau ansehen und entweder tadeln oder schweigen. Lob ist nicht zu erwarten, doch das ist nicht die Erwartungshaltung, als die Innehaltende in den Spiegel blickt. Man erwartet von ihr, dass sie ihre Arbeit einhundertprozentig macht, und sie macht ihre Arbeit besser als alle anderen. Das ist ihr Anspruch, der sich mit dem Anspruch des Hotels zu einhundert Prozent deckt. Was die Hotelgäste wohl denken mögen, wenn sie sich in diesem Spiegel sehen, nach einer Nacht, nach einer Dusche, vor einem Treffen? Sehen sie in ihrem Spiegelbild das, was sie sehen wollen? Oder sehen sie eine leblose Gestalt, die deswegen in einem anonymen Hotelzimmer übernachtet, weil ihr Leben ebenso anonym ist? Wie wäre es, wenn mein Leben anonym wäre? Wenn ich hier wohnen würde?

Einige graue Haarsträhnen entdeckt sie im Spiegel. Kein Makel für sie, wie für die meisten anderen Frauen in ihrem Alter. Sie steht zu ihrem Alter, arbeitet hart dafür, dass sie ihre drei Kinder auf gute Schulen und später zum Studium schicken kann – und erwartet von niemandem Hilfe. Sie weiß, was und wer sie ist, weiß darum, dass sie wie eine Löwin kämpfen muss, ohne allzu laut brüllen zu dürfen. So viele Zimmer, immer die gleichen Handgriffe, immer die gleichen, zeitoptimierten Abläufe, Standards, die sie selbst noch standardisiert hatte, weil ihr diese nicht gut genug waren. Das ist der Grund, warum die Aufseherin gerne in ihre Zimmer kommt! Weil diese nahezu perfekt sind. Immer akkurat, selten einmal gibt es etwas zu mäkeln. Sehr selten.

Sie weiß, dass sie gut in der Zeit liegt, kennt ihren Rhythmus. Langsam wendet sich ihr Blick vom eigenen Spiegelbild in den Raum hinein. Sie bemerkt, dass in dem Mülleimer mehrere Kosmetikartikel liegen, fein säuberlich in einen Beutel gestopft! Ein reinlicher Gast, deswegen hat

sie auch so viel Zeit! Eine Frau als Gast, eine Businessfrau wahrscheinlich, auf der Durchreise. Sie kann sich die Frau vorstellen, wie sie nackt vor dem Spiegel steht, sich betrachtet, die kleinen Fettpölsterchen, die sie mit einer maßgeschneiderten Kleidung zu kaschieren versucht, die kleinen Makel, die jede Frau glaubt, mit sich herumzutragen.

Wie alt sie wohl sein mag? Ob sie ihr Leben für gut befindet? Oder giert sie nach einem Leben mit einer Familie, einem kleinen Häuschen und Ruhe und Bequemlichkeit? Natürlich – hier im Hotel sind Ruhe und Bequemlichkeit das höchste Serviceanliegen, aber es ist doch etwas anderes, wenn man zu Hause in einer persönlichen Umgebung ruht oder dann doch hier, an einem Ort, der morgen vielleicht schon wieder von einem anderen Menschen genutzt wird. Gesichtslose, charakterlose, durchgestylte Räume, funktional und doch bequem und warm, aber letzten Endes kühl und nüchtern.

Die Einhaltende richtet ihren Blick zurück auf ihr Spiegelbild, sieht, wie ihre Augen voller Leben sind, wie sie glühen, wie sie Lebensfreude versprühen. Die Augen sind der Spiegel der Seele! Kann man seine Seele eigentlich in einem Spiegel erkennen, wenn das, was man dort sieht, auch nur ein Spiegelbild ist? Sieht man sich oder nur ein Abbild von sich selbst, eines, wie man sich sehen möchte? Ist man der Mensch, den man dort im Spiegel sieht, oder macht man sich zu dem Menschen, den man im Spiegel sehen möchte? Sehen andere in mir das, was ich in diesem Augenblick im Spiegel sehe?

Vom Flur draußen dringen leise Geräusche in das Hotelzimmer. Indem sie sich aus den Gedanken losreißt, fährt sie mit ihren kreisförmigen, professionellen Bewegungen fort, mit dem Wissen darum, dass sie weiß, wie die Antworten zu ihrem Leben aussehen.

Unser Zahir

Der Zahir kann so vieles sein; für mich ist er die Liebe. So wechselhaft der Zahir für die verschiedenen Menschen ist, so eindeutig ist er für mich. Als ich diese Erklärung meiner Frau offenbarte, lachte sie mich aus. Ich sei ein sentimentaler Spinner, nichts weiter, sagte sie in einem Tonfall, der mich stark irritierte. Und mit einem Zahir hätte unsere Liebe mal so gar nichts am Hut, kam gleich als nächster Satz hinterher. Sie lachte noch ein paar Augenblicke über meine scheinbare Spinnerei, dann verschwand das Thema zwischen uns beiden.

Heute ist das grundlegend anders. Sie hat inzwischen ihren eigenen Zahir gefunden; für die Entdeckung mussten allerdings einige Dinge geschehen. Ich war im ersten Moment tief getroffen über ihre Reaktion auf meine Öffnung, besonders deswegen, weil wir stets darauf geachtet haben, mit dem anderen die eigenen Sorgen zu besprechen und zu teilen – ich ging davon aus, dass Offenheit unser gemeinsamer Nenner der Beziehung war. Dies war wohl auch der einzige Moment,

in dem ich unsere Beziehung ernsthaft infrage stellte. Das schmerzt mich heute, da ich nicht ahnen konnte, dass meine Frau völlig andere Assoziationen mit dem Zahir verband. Für sie war das mit dem Magischen Realismus nur Brimborium, während ich hin und wieder dieser Art des Erzählens unterlag. Meine Frau war seither auf der Seite der Realität gewesen, niemals schlich sie sich auch nur ein Jota von den Argumentationslinien des Lebens fort.

Meine Frau spürte meine Verstimmung und suchte das Gespräch; dieses Mal akzeptierte sie meine eigentlich als Liebeserklärung gemeinte Offenbarung, ohne dass sie sich darüber amüsierte. Sie verwendete für sich einfach ein anderes Wort und kam mit dem Umstand klar, dass ich mit dem Begriff etwas anderes meinte. Doch sie sollte ihren eigenen noch finden...

Das Ereignis, das sie auf die Spur ihres eigenen Zahirs brachte, war der plötzliche Tod ihrer Mutter. Wir erhielten den Anruf von meiner Schwägerin, ließen alles stehen und liegen und brachten die verstorbene Mutter würdevoll zu ihrem Mann auf den Friedhof. Es flossen reichlich Tränen und als mich meine Frau fragte, was mir die Kraft gebe, diese schwere Situation durchzustehen, sprach ich erneut von meinem Zahir, der mir das Vertrauen in die gemeinsame Stärke und Leidensfähigkeit gab. Meine Frau dankte meinem Zahir; das war das erste Mal, dass sie ihn nicht nur akzeptierte, sondern verstand – um sich bald schon auf die Suche nach ihrem eigenen Zahir zu machen.

Demokratische Visionen

Wir leben in Deutschland in einer Zeit der demokratischen Stabilität und des Wohlstandes. Die täglichen Meldungen in den Medien zum Trotz kennt die Gesellschaft die demokratischen Grundwerte und die Voraussetzungen für fortwährenden Wohlstand. Nahezu alle der möglichen Erwerbstätigen gehen einer geregelten Arbeit nach, und die meisten Familien können davon leben. Die Arbeitswelt verdichtet sich mit jedem Jahr immer mehr, zudem erwachsen beinahe monatlich neue Kommunikationsformen über das Internet. Das Angebot an Informationen ist um ein Vielfaches größer, als die Menschen aufnehmen können. Diese Grundlagen lassen die Frage aufkommen: Welche Not empfinden die Menschen, die aktuelle Demokratie nicht nur hinzunehmen, sondern visionär weiterzuentwickeln?

Politiker sind zumeist ein Produkt ihrer Zeit. In Zeiten geringer sozialer Spannungen gibt es wenige Politiker, die das Risiko eingehen, mit kontroversen Themen Stimmung für oder gegen sich zu produzieren. In Zeiten großer Umwälzungen gibt es dagegen viele Meinungsmacher, die von den Medien und den Intellektuellen gefordert und eingefangen werden müssen.

Einige Deutsche fordern seit einiger Zeit von den Politikern, dass sie eindeutige Meinungen äußern, Positionen beziehen und ihnen Visionen eingeben. Das ist eine Konsumentenhaltung, die das Leben einfach macht. Dabei gilt es vor allem, dass sich die Deutschen selbst um die Entwicklung

der Demokratie bemühen. In welcher Form auch immer. Aber sich hinter den wachsenden Anforderungen der Technologie- und Informationsgesellschaft zu verstecken, führt nicht zu einer Entwicklung und Schärfung der Demokratie, sondern zur langsamen, aber stetigen Verwässerung der Konturen.

Zurück zur Frage: Welche Not empfinden die Menschen, die aktuelle Demokratie nicht nur hinzunehmen, sondern visionär weiterzuentwickeln? Die Not einer gesicherten Zukunft. Wir befinden uns innerhalb der Europäischen Union in der einmaligen Situation, über Krieg in unserem Land aktuell nicht nachdenken zu müssen. Auf absehbare Zeit werden die Lebensbedingungen auf hohem Niveau stabil bleiben. Doch ohne Visionen für eine Weiterentwicklung wird diese absehbare Zeit endlich sein. Daraus ergibt sich eine Notwendigkeit zum Handeln – das beste Beispiel mag in diesem Zusammenhang die Energiewende sein: Wir wissen um eine nicht gewünschte Entwicklung, scheuen aber vor visionären Änderungen. Ein weiteres Beispiel – in die andere Richtung – ist der Ausstieg aus der Atomenergie. Dort wurde eine visionäre Entscheidung getroffen, weil die Not spürbar war.

Das führt zu einer Folgefrage: Wie kann den Deutschen in einer Zeit, in der das Leben im Hier und Jetzt als neuer Kult gefeiert wird, ihre Not, die Zukunft nicht als gegeben hinzunehmen, sondern aktiv zu gestalten, vor Augen geführt werden?

Doch genau an dieser zweiten Frage müssen wir als Menschen scheitern, weil wir Menschen sind. Das ist leider unumgänglich.

Mein Europa

Ich bin in einer Zeit geboren worden, als der Kalte Krieg noch Realität war. Den Mauerfall habe ich nur verschwommen in Erinnerung, wie auch die Fußball-WM 1990 und der Tag der Deutschen Einheit im selben Jahr. Danach begann es mit der Europäischen Union, wie wir sie heute kennen, der Maastricht-Vertrag und das Schengen-Abkommen wurden geschlossen, die UdSSR zerbrach zur GUS und dann implodierte auch dieses Staatesgebilde, das Ende des Ostblocks, die blühenden Landschaften, all das war schon Geschichte, als ich begann, mich für die Geschichte meines Landes zu interessieren.

Heute fühle ich mich zwar als Deutscher, vom Kopf her bin ich aber überzeugter Europäer. Ich wäre gerne grenzenlos überzeugter Europäer, doch genau an dieser Stelle beginnen meine Probleme mit dem heutigen Europa, das ich gerne mein Europa nennen würde, doch es ist irgendein Europa, das irgendeines anderen.

Zuallererst ist Europa für mich die Abkehr eines nationalistisch geprägten Hegemonialdenkens, das immer wieder zu Kriegen führen musste. Zudem ist es die Abkehr von nationalistischem

Gutdünkel, von Abgeschlossenheit, hin zu einem partnerschaftlichen Miteinander zum Wohle aller beteiligten Europäer.

Darüber hinaus ist Europa für mich ein Gedankenkonstrukt, das Zusammenwachsen von Gesellschaften, deren kultur- und gesellschaftsgeschichtliche Herkünfte oft viel ähnlicher sind, als es viele wahrhaben wollen. Das macht uns zwar nicht zu einem Volk, aber zu Menschen, die den anderen verstehen können – wenn wir es denn nur wollen.

Zum guten Schluss ist Europa für mich ein Garant für eine wirtschaftliche Sicherheit, die heute die Grundkonstante des gesellschaftlichen Fundaments bildet, auch wenn ich dort viel lieber die Moral gestärkt sehen würde. Aber man kann auch nicht alles haben.

Diese drei Eckpunkte – politischer Friede, Zusammenwachsen der Gesellschaften und wirtschaftliche Sicherheit – sind die Gründe, warum ich ein überzeugter Europäer sein möchte, denn leider muss ich konstatieren, dass es bei allen drei Eckpunkten zu laufen beginnt, und zwar in die falsche Richtung.

Der politische Friede in Europa wird nicht erst seit den massiven Flüchtlingsströmen, mit denen Europa zu kämpfen hat, bedroht. Der Integrations- und Expansionsprozess, den die Europäische Union bis zur Banken- und Finanzkrise Anfang der 2000er-Jahre vorangetrieben hat, war das Signal an die Nationalstaaten, die eigene Souveränität Schritt für Schritt einem zentralen europäischen Machtbereich abzugeben, der über die Geschicke aller Menschen in der Europäischen Union wachen sollte. Daraus erwuchs aufgrund der gefühlt erzwungenen Anpassungsgeschwindigkeit eine Rückbesinnung auf die nationalen Stärken und Eigenheiten, die dazu führt, dass Großbritannien die Frage zwar hinter sich hat, ob Schottland innerhalb des Empires bleibt, aber die Frage nach einem Verbleib in der EU noch vor sich sieht. Spanien muss sich mit der Frage beschäftigen, ob sich die Katalanen zu einem eigenen Staat berufen, und wie lange es in Belgien noch friedlich bleibt, ist nach der letzten Regierungsbildung auch mehr eine tickende Zeitbombe als eine Lösung der Situation. Dazu der massive Schwankungskurs innerhalb Europas: erst die Vorherrschaft der Konservativen, dann ein schneller Linksruck, um jetzt mit voller Fahrt nach rechts zu rücken, hin zum Nationalstaat, dem Hochziehen von Grenzen, dem Abkapseln des eigenen Landes von den Vereinbarungen und vertraglichen Pflichten – all das sind Zeichen einer sich verändernden Zeit, von der sich nicht abschätzen lässt, welche Besonderheiten noch auf uns zukommen werden. Alleine diese Unsicherheit, diese unklare Voraussicht, die fehlende Vision eines geeinten und sich immer mehr verzahnenden Europas lässt mich daran zweifeln, ob das noch mein Europa sein kann.

Mein Europa ist die Idee, dass die Völker, die auf dem Kontinent nahe zusammenwohnen, irgendwann ein Volk werden, das die Europäer sind, die ihre lokalen Eigenheiten bewahren, nur dass das Lokale nicht mehr nur landesspezifische Regionen sind, sondern auch die einzelnen

Nationalstaaten und Volksgruppierungen. Es ist gerade zwischen den großen Völkern in Europa etwas entstanden, das vor einhundert Jahren kaum denkbar gewesen ist: ein freies Bewegen, ein natürliches gar, in den Ländern der jeweils anderen, ein Kennen- und Schätzenlernen, bei dem Ländergrenzen mehr eine fixe Idee als eine harte Realität sind. Gerade jetzt, wo der Flüchtlingsstrom Europa nicht nur überrennt, sondern auch innerhalb der einzelnen Länderbeziehungen nach und nach spaltet, schaffen es wenige Terroristen, das ungefestigte Europa ins Wanken zu bringen. Solidarität für Frankreich, keine Solidarität bei der Aufnahme von Flüchtlingen, insbesondere, wenn diese im Verdacht stehen, alle Terroristen zu sein. Damit ist die Grundkonstellation bereits benannt: Schütze das eigene Volk mit den Mitteln, die dir zur Verfügung stehen – der polizeilichen und militärischen Macht, gesetzesverschärfenden Regeln, Abriegelung und vor allem Propaganda. Es darf alles auf fairer und offener Basis diskutiert werden, aber wenn es in die Richtung galoppiert, dass der europäische Friede brüchiger und brüchiger wird, dann muss das Europa, das ich mein Europa nennen möchte, geschützt werden – nicht das Europa, in dem letzten Endes kein Europa mehr übriggelassen wird.

Dass ein hohes Maß an wirtschaftlicher Sicherheit und Stabilität zu einer gesellschaftlichen Sicherheit und Stabilität führt, ist heutzutage für viele Allgemeinwissen. Auf der anderen Seite könnte man ins Feld führen, dass ein hohes Maß an wirtschaftlicher Sicherheit und damit einhergehend eine hohe Ausprägung gesellschaftlicher Sicherheit das Merkmal geringer Existenzängste über die gesamte Gesellschaft deutlich wachsen lässt, was dazu führt, dass sich eine hohe Individualisierung der Einzelpersonen auf Basis der eigenen Sicherheit entwickelt. Am Ende ist jeder Mensch in dieser stabilen Gesellschaft so sehr von ihr abgekoppelt, dass die vermeintlich stabile Gesellschaft brüchiger ist, als auf den ersten Blick sichtbar. Wirtschaftlicher Abschwung führt aber ebenso zu keiner größeren Verbundenheit, insbesondere nicht, wenn der Abschwung plötzlich und unerwartet kommt. Also doch die zwei Prozent Inflationsrate der EZB und der Stabilitätspakt mit den drei und den sechzig Prozent? Konstantes, organisches Wachstum auf Basis von konsolidierten und streng überwachten Länderhaushalten? Fragen über Fragen, auf die Europa wohl erst eine Antwort haben wird, wenn es vorbei ist, da vorher keine Zeit für Diskussionen ist. Von Visionen will ich gar nicht erst sprechen, obwohl meine Vision von meinem Europa die zentrale Frage stellt: Wenn wir gemeinsam darauf achten, dass wir gemeinsam richtig wirtschaften – warum wirtschaften wir nicht gemeinsam und achten dann darauf?

Vielleicht ist mein Europa am Ende nur ein Europa in einem Traum. Doch egal, was daraus wird – die Vision meines Europas gefällt mir weiterhin.

Die Doppelnovelle

Der Begriff der Doppelnovelle

Ich denke, dass an dieser Stelle eine potentiell langatmige und niemals erschöpfliche Ausführung ausufernder Natur über die Novelle nicht gewünscht ist, da es sich hierbei um eine weiterführende, speziellere Variante der Novelle handelt, die selbst in ihrer Zeit von der Entstehung (im Allgemeinen wird Boccaccios Falken-Novelle als erste angesehen) bis in die heutige Zeit so viele Verwandlungen, Abwandlungen, Erneuerungen, Definitionen und Umdefinitionen erfahren hat, dass man kaum von *der* Novelle sprechen kann. Die Gattung Novelle ist vielmehr eine Leitidee, eine vage Form, ein nebulöser Inhaltsleitfaden, der von so vielen Menschen bereits beschrieben und definiert wurde, dass eine saubere Definition niemals mehr möglich scheint... Meine Güte, jetzt bin ich doch wieder in den Sog geraten. Nun also zur Doppelnovelle...

Ausgehend von der einfachen Novelle – in welcher Form auch immer – ist mir der Begriff der Doppelnovelle eingefallen. Im ersten Moment nur das Zusammenfügen zweier Novellen in einer novellesken Erzählung, die sich am Wendepunkt, Spiegelpunkt, an der Offenbarung der Goethe'schen Unerhörten Begebenheit, die nur deswegen unerhört war, weil sie noch niemand erhört hatte – schon wieder... –, die sich also an diesem Punkt treffen und dann gemeinsam oder wieder getrennt voneinander wegbewegen. Genauso schnell kamen mir die Namen für diese Arten der Doppelnovelle – Kreuznovelle, Wüschelrutennovelle...

Doch je länger ich darüber nachdachte, desto mehr Sinn ergab sich aus diesen Gedanken, und am Ende war ich mir bewusst, dass ich etwas zu tun gedachte, das für viele ein Tabubruch mit der Literatur darstellt: die Vereinigung von mathematischen Analysen, insbesondere der Analysis, mit dem Aufbau der Doppelnovellen. Je weiter ich diese Betrachtung trieb, desto stärker wurden die Ergebnisse aus ihr; je stärker die Ergebnisse wurden, desto klarer wurde mir, dass ich diese Umstände zu Papier bringen musste, um Klarheit über die Struktur der Doppelnovelle zu erhalten. Um diesem Gedanken eine Form zu geben, folgen im weiteren Verlauf dieses Einführungstextes: Darf man Literatur mit Mathematik begegnen?

Welche mathematischen Konzepte beschreiben die Doppelnovelle?

Gibt es über die Doppelnovelle hinweg noch weitere Formen (Tripelnovellen, Quadrupel-Novellen...)

Welche Arten der Doppelnovellen sind denkbar?

Ob man es gut oder schlecht findet, Literatur mit Mathematik zu vermischen, ist eine Sache, aber in jedem Fall muss man anerkennen, dass die gebräuchlichen Begriffe Raum und Zeit, die auch in der Literatur eine große Rolle spielen, in ihrem ureigensten Sinne physikalische und damit mathematische Begriffe sind.

Darf man Literatur mit Mathematik begegnen?

Warum nicht?! In einer Zeit, in der literaturwissenschaftliche Konzepte nur noch sehr selten nicht interdisziplinär aufgestellt sind, ist die Verknüpfung dieser zwei sehr alten Wissenschaften nichts Verwerfliches. Zudem liegt es in der Natur der Sache, etwas, was sich mitunter nur sehr schwer greifen lässt und nicht gerade wenig auf Basis subjektiver Eindrücke wirkt, griffiger zu machen. Wie man versucht, eine Geschichte auf das Wesentliche, auf den Kern zu reduzieren, um sie für sich selbst einzuordnen (Kategorien, Stil, Genre, Moden, Preisverleihungen etc.), so bietet die Mathematik Modelle, um schwer erfassbare, oft nebulöse Zusammenhänge in einfache Bestandteile und Kernaussagen aufzulösen.

Dabei besteht die Hauptarbeit darin, die Grundlagen, die Basis der betrachteten Texte – hier die Doppelnovelle – auf eine mathematische Grundlage zu bringen. Das Rechnen bzw. vorwiegend Darstellen auf Basis dieser Grundlage ist dann nichts weiter als eine Übung, die Anwendung von Regeln – wie übrigens das Theaterschreiben vor einigen Jahrhunderten auch oft weitaus eher eine Anwendung von Regeln war – viel mehr noch als das Ausleben des freien Geistes, der Phantasie! Ich möchte an dieser Stelle nicht weiter vorpreschen, sondern einfach nur die These aufstellen, dass niemand frei von Vorstellungen ist – und damit ist auch niemand absolut offen. Aber die Öffnung hin zu interdisziplinären Konzepten zeichnet einen umsichtigen und wissenschaftlich verantwortungsvollen Weg, der bei diesem Konzept aufgrund der Unterschiedlichkeit der beiden Wissenschaften unbedingt vonnöten ist!

Welche mathematischen Konzepte beschreiben die Doppelnovelle?

Das grundlegende mathematische Konzept, das die Doppelnovelle zu beschreiben versucht, ist die Kurvendiskussion in einem zweidimensionalen Koordinatensystem. Die fortlaufende Zeit wird als Intervallabschnitt auf der x-Achse abgetragen. Die Zeit auf die x-Achse zu legen hat den Vorteil der Darstellbarkeit und impliziert, dass es für alle Beteiligten nur eine Zeit gibt, die für jeden Beteiligten in jeder Novelle genau gleich lang ist.

Während die x-Achse die fortlaufende Zeit determiniert, beschreibt die y-Achse in beide Richtungen vom Ursprung die verschiedenen Erzählebenen. Im Prinzip kann es unendlich viele Erzählebenen geben.

Um die beiden Erzählebenen innerhalb einer Doppelnovelle zueinander zu arrangieren, bietet es sich an, eine der beiden Erzählebenen auf die x-Achse zu legen. Damit arrangiert man die eine Novelle als die Grundnovelle der Doppelnovelle, während man die andere als angelehnte Novelle derart im Raum (x-y-Koordination) platziert, dass die Abstände zwischen beiden Erzählebenen den räumlichen Inhalt zueinander widerspiegeln.

Da die beiden Erzählebenen in einer Doppelnovelle im Prinzip unendlich weit auseinander liegen, aber auch genauso gut fast aufeinanderliegen können (ein Nullabstand ist nicht möglich, sonst wäre es dieselbe Novelle, d. h., man kann sich nur über das mathematische Konzept der schrittweisen Näherung herantasten), ist der ganze Erzählbereich (vollständige y-Achse) in beide Richtungen unbegrenzt – jedoch nur theoretisch: Da der physische Raum in einem ersten Schritt an den Grenzen der planetaren Physik gebunden ist, sind auch die Weiten der y-Achse begrenzt. Denkbar wären aber auch Erweiterungen im Raum über die üblichen Dimensionen hinweg. Die Optionen der theoretischen Mathematik, die mit mehr als drei Raumdimensionen rechnet, können an dieser Stelle vernachlässigt werden, da in diesem Konzept zur Vereinfachung selbst die drei reellen Dimensionen, Länge, Höhe und Breite, auf eine Erzählebene reduziert werden.

Die Kombination der Zeit mit der Erzählebene im Koordinatensystem ist denkbar einfach. Da die Zeit konstant für beide Novellen verläuft, ist jeder Zeitpunkt eindeutig zuordenbar. Zeitpunkt x_1 definiert einen Zeitpunkt auf der x-Achse. Indem man an diesem Punkt senkrecht nach oben oder nach unten eine Linie zieht, erkennt man, wo die Erzählebenen liegen. Die „Höhe“ der Erzählebene definiert den räumlichen Abstand der einen Novelle zur anderen, da die Erzählebene der einen immer gleich null ist. Somit kann man mathematisch exakt definieren, wie groß der Abstand der beiden Erzählebenen zu einem bestimmten Zeitpunkt ist.

Aus den bisherigen Erkenntnissen lassen sich die ersten Sätze ableiten:

Satz 1:

Die Erzählzeit ist für alle Novellen konstant und gleich.

Satz 2:

Der Abstand der Erzählebenen ist die „Höhe“ derjenigen Novelle, die nicht auf der x-Achse liegt.

Satz 3:

Im Prinzip sind die x-Achse und die y-Achse in alle Richtungen offen. Restriktive zeitliche und räumliche Gegebenheiten definieren jedoch ein nicht unendliches Raum/Zeit-Koordinatensystem. Wenn man zwei Novellen in einem Raum und einer Zeit betrachten will, stellt sich sogleich die Frage, wie beide zueinander liegen. Bewegen sie sich aufeinander zu? Driften sie voneinander weg? Gibt es Phänomene wie z. B. Parallelnovellen?

Diese Frage kann man der Bestimmung des Divergenz- bzw. Konvergenzgrads bestimmen, zwei Winkel, die das Aufeinanderzulaufen oder Voneinanderentfernen bemessen.

Bei den beiden Graden ist wichtig zu erwähnen, dass auch sie gewissen Restriktionen unterworfen sind. Da die Zeit voranschreitend ist, gibt es einen Maximalgrad, der für beide Grade gleichermaßen gilt.

Satz 4:

Der theoretische Maximalwert eines Grades ist 90° , doch dieser Wert ist aufgrund der physischen Umwelt nicht erreichbar (Einschränkung hierbei sind technische Hilfsmittel, wie man bei der Stufennovelle sehen wird). Bei zwei Novellen, die beide auf der Erde zur gleichen Zeit spielen, sind viele Faktoren so nahe beieinander, dass ein Wert von 45° kaum überschreitbar scheint, wobei anzumerken ist, dass dieser Wert ein Schätzwert ohne praktische Berechnung ist. Wohingegen die 90° -Regel dadurch nicht veränderbar ist.

Ein weiterer Spezialfall ist die Parallelität zweier Novellen, die zur gleichen Zeit ablaufen. Dabei sind beide Grade 0, da die beiden Novellen nicht aufeinander zulaufen. Ein Aneinandervorbeileben wäre ein erster Hinweis auf eine solche Konstellation, die jedoch in ihrer strengsten Form nur äußerst selten vorkommen sollte.

Zwei eher reellere Fälle bilden disruptive Elemente des plötzlichen Auseinandergehens oder des zufälligen Zusammentreffens. In beiden Fällen bewegen sich die beiden Novellen eine Zeit lang parallel, auf derselben Höhe (die Höhe ist entweder bei beiden Null (was bedeuten würde, dass es sich nur um eine Novelle handelt und keine Doppelnovelle ist), oder die Höhe der zweiten Novelle ist so verschwindend gering (aber nicht Null!), dass man den Eindruck haben könnte, es wäre nur eine Novelle (die es aber nicht ist)). Der Unterschied liegt darin, dass sich beide Novellen aufeinander zubewegen, bis sie, aufeinanderliegend, weiter in der Zeit existieren, während die andere Variante sich zunächst parallel aufeinanderliegend bewegt, um sich dann voneinander zu trennen. Liebesbeziehungen bzw. Scheidungsgeschichten wären ein Beispiel für solche Typen.

Der Treffpunkt beider Novellen, den es nur in zwei Fällen (z. B. Parallelnovellen) nicht gibt, bestimmt die einzelnen Erzähllängen. Die Anzahl der Treffpunkte kann theoretisch sehr groß sein. Standardfall sollte aber 1 Treffpunkt sein.

Satz 5:

Wenn T die Anzahl der Treffpunkte (Nicht-Null Annahme muss gelten!) innerhalb einer Doppelnovelle ist, dann existieren $T + 1$ Erzähllängen.

Satz 6:

Bei einer oszillierenden Doppelnovelle (mehrere Treffpunkte in kürzeren Abständen) kann aufgrund der Gradbeschränkung der Abstand der Erzählebenen nicht sehr groß sein. Bei T gegen unendlich geht der Abstand gegen 0, ohne 0 zu sein.

Eine Kombination aus diesen Merkmalen einer Doppelnovelle lässt einen weiteren Extremfall zu, der z. B. durch die fortschreitende Technik möglich ist. Auch wenn zwei Novellen an zwei weit entfernten Orten stattfinden, gibt es z. B. über das Telefon oder das Internet die Möglichkeit, den gefühlten Raum zu harmonisieren. Damit ist das Momentum der Plötzlichkeit möglich, das in einer normalen Doppelnovelle so nicht möglich ist.

Auch wenn die Stufenovellen zwar innerhalb des mathematischen theoretischen Konstrukts (insbesondere der Maßgabe, dass kein Grad annähernd 90° haben kann) liegen, aber ohne technische Hilfsmittel nie zustande kämen, so bietet diese Darstellung jedoch die Möglichkeit, die Veränderung des menschlichen Lebens und des menschlichen Agierens mittels der fortschreitenden Technik darzustellen.

Eine weitere Variante, die ebenfalls vielmehr der Darstellung und der Analyse dient, als dem mathematischen Konstrukt zu 100 % zu unterliegen, ist, dass der Grundgedanke darin liegt, dass man, wenn die eine Novelle auf die x-Achse normiert, d. h. gezwungen wird, kaum die Auswirkung jeder einzelnen Novelle genau beschreiben kann. Daher gibt es die Möglichkeit, von dieser Norm der x-Achsen-Fokussierung abzuweichen, um die Einflüsse jeder Novelle explizit beschreiben zu können.

Satz 7a:

Die Aufspaltung der Konvergenz- und Divergenzgrade auf die einzelnen Novellen, um die Einflüsse explizit ausweisen zu können, entspricht nicht 100 % dem mathematischen Prinzip und dient allein der Darstellung.

Satz 7b:

Die Summe aller Teilgrade ist gleich der mathematisch ermittelten Größe des Grades bei Fixierung der einen Novelle auf der x-Achse.

Während Satz 7a die Möglichkeit bietet, zur besseren Darstellung der Einflüsse einer jeden Novelle die Grade aufzuspalten, so dient Satz 7b der Rückversicherung, dass mit der Aufspaltung des einen Grades auf die zwei Einflüsse der Gesamtgrad-Faktor weder steigt noch sinkt.

Ein weiterer Punkt, der gerne in der Fiktion als Methode des Erzählens herangezogen wird, ist die Zeitreise. Ob nun real oder aus rein erzähltechnischen Gründen, widerspricht die Nutzung dieses Konzepts den Grundregeln der Doppelnovellenstruktur, da Zeitdivergenz kaum zu kontrollieren erscheint.

Satz 8:

Die Erzählzeit ist kontinuierlich bei Nichtannahme von Zeitreisen. Damit gibt es zu jedem Zeitpunkt x_i immer auch nur 2 Erzählebenen (je 1 pro Novelle).

Die bisher beschreibenden mathematischen Konzepte sind zwar bereits weitreichend, aber keineswegs ausreichend, denn noch immer gibt es offene Punkte, die nach einer Antwort verlangen. Dabei bilden die Sätze 9 bis 11 die Basis für eine Einordnung der Doppelnovelle in den formalen Kontext über die Doppelnovelle hinaus.

Satz 9:

Unabhängigkeit. Beide Novellen innerhalb einer Doppelnovelle sind voneinander vollständig unabhängig. Jede kann für sich selbst existieren.

Die Aussage in Satz 9 wird nicht direkt klar, denn sogleich kommt dem Nachdenkenden die Frage in den Sinn, ob sich denn beide Novellen nicht gegenseitig beeinflussen – was eine Abhängigkeit darstellen würde. Das ist auch insoweit richtig, denn die Unabhängigkeit in Satz 9 sagt nur, dass es eine zeitliche und räumliche, aber keineswegs eine inhaltliche Unabhängigkeit geben muss. Inhalte können, ja müssen (selbst in der Parallelnovelle) miteinander korrelieren! Dass sich beide Novellen auch durch die Korrelation im Raum selbst und damit auf der y-Achse verändern, ist damit auch abgedeckt, denn der zweite Teil von Satz 9 sagt nur, dass die Novellen auch eigenständig existieren, also nicht in einer Doppelnovelle existieren müssen. Sie können – und sie können sich verändern, sich gegenseitig beeinflussen. Sie müssen es aber nicht.

Satz 10:

Beide Novellen sind eigenständig. Wird die eine nicht erzählt, kann die andere dennoch erzählt werden.

Um diesen durchaus offenen Punkt in Satz 9 einzudämmen, präzisiert Satz 10 den offenen Punkt und schließt ihn damit. In der Kombination aus Unabhängigkeit und Eigenständigkeit ist gegeben, dass eine Novelle alleine für sich steht, aber jederzeit in ihrem Inhalt – und auch im Raum und damit bezogen auf ihre Erzählebene – beeinflussbar ist.

Satz 11:

Die Anzahl der möglichen Erzählebenen und die Erzählzeit (also die Spanne zwischen Erzählbeginn und Erzählende) sind über die Novellenform limitiert. Eine Doppelnovelle besteht aus zwei (und nur aus zwei!) miteinander korrelierenden Novellen.

Satz 11 ist im Gegensatz zu Satz 9 und 10 etwas komplexer in der Aussage, aber nichtsdestoweniger wichtig für die Beschreibung der Form der Doppelnovelle. Kern dieser Aussage ist, dass eine Doppelnovelle aus zwei miteinander korrelierten Novellen besteht, die beide in ihrer Eigenständigkeit und Unabhängigkeit Novellen sind. Das bedeutet, dass die Form der Einzelemente genauso stimmen muss wie die komplexere Struktur der zusammengefügte Teile. Ein weiterer Punkt ist die Beschreibung des Spannungsfeldes, in dem sich die Novelle befindet. Denn die Kombination aus Erzählebene, Erzählzeit, Erzähllängen und erzähltem Inhalt, der sich um T Treffpunkte herumspinn, fordert eine enge Beschreibung des Feldes, in dem sich die Doppelnovelle bewegt. Dabei ist die Grenze der Doppelnovelle die Grenze der Einzelnovellen – mit der Einschränkung, dass eine Doppelnovelle nicht als Akzelerator eines Einzelements dienen darf.

Satz 12:

Satz 12 sagt einfach, dass jede Doppelnovelle, in der die Erzählebenen und/oder die Erzählzeit gegen unendlich gehen, zum Roman wird.

Satz 13:

Satz 13 ist die Umkehr von Satz 12: Geht die Erzählzeit und die Erzählebene gegen Null, wird die Doppelnovelle zur Kurzgeschichte.

Wie Satz 12 ist auch die Aussage in Satz 13 keineswegs eine feste. Denn damit wäre der Übergang klar definiert, doch in beiden Fällen – nach oben und nach unten – sind die Übergänge unklar – beinahe diffus. Was bei dem einen noch eine Novelle ist, ist bei dem anderen ein (Kurz-)Roman. Mit dieser Tatsache muss man am Ende leben, aber sie ist auf keinen Fall ein Problem für die Doppelnovelle, die aufgrund der Sätze 9, 10 und 11 nicht über die eigentliche Normierung der Einzelnovellen hinaus darf. Das bedeutet auch, dass, wenn man sich sicher ist, dass die beiden eigenständigen und unabhängigen Einzelnovellen Novellen sind, dann auch die Doppelnovelle in diesem Bereich liegt.

Die Abgrenzung gegenüber dem Roman und der Kurzgeschichte dient der Verdeutlichung, in welchem Spannungsfeld sich die Doppelnovelle – und damit auch jede der beiden Einzelnovellen – befindet. Das Kreuzprodukt von Erzählzeit und Erzählebenen verhindert die Falscheinordnung, falls eines von beiden deutlich den anderen dominiert. Wenn man sich nun ein neues Koordinatenkreuz denkt: auf der y-Achse ist die Wahrscheinlichkeit abgetragen, auf der x-Achse das Kreuzprodukt von Erzählzeit und Erzählebenen. Man sieht eindeutig, dass es in einem bestimmten Bereich ziemlich wahrscheinlich ist, dass es eine (Doppel-)Novelle ist, wobei die Skala $p(x)$ nach oben in der Höhe nicht definiert sein kann. Damit liegt die Spitze des Dreiecks auf keinen Fall (!) bei 1, also bei 100 %. Sie ist nur als Form wahrscheinlicher als die Kurzgeschichte und der Roman.

Die Frage nach den Merkmalen und der Form einer Doppelnovelle führt sogleich zu einer der zentralen Fragestellungen:

Gibt es über die Doppelnovelle hinweg noch weitere Formen (Tripelnovellen, Quadrupelnovellen ...)?

Diese Frage kann schnell beantwortet werden und wirft in ihrer schnellen Antwort so viele Fragen auf, dass es mit der Schnelligkeit schnell vorbei ist. Tripelnovellen, Quadrupelnovellen, also drei oder vier eigenständige, unabhängige Einzelnovellen, die miteinander inhaltlich korrelieren, sind theoretisch möglich, aber widersprechen in ihrer Steigerung dem Grundsatz, dass die Doppelnovelle niemals über den Merkmalen und Formeigenschaften der Einzelnovellen liegen darf. Dies aber geschieht genau dann, wenn man mehr als zwei Novellen miteinander inhaltlich korreliert, wobei eine Tripelnovelle noch eher denkbar wäre als eine Quadrupel-Novelle. Doch bei diesen sind wir sehr nahe am Grenzbereich zum Roman, vor allem dem Episodenroman.

Mathematisch und aus der Vorstellungskraft heraus ist eine andere Frage viel interessanter: Gibt es eine halbe Doppelnovelle und worin liegt dann der Unterschied zur Einzelnovelle? Gibt es Drittel- und Vierteldoppelnovellen?

Satz 14:

Theoretisch gibt es mehr als nur die Novelle und die Doppelnovelle. Die Wahrscheinlichkeit, auf eine solche Form zu treffen, ist jedoch gering.

Damit ist diese Frage mit einem Augenzwinkern abgetan – auch wenn die Antwort auf die Frage nicht ganz gereicht hat, aber es ist müßig, über Kuchenteile zu streiten, wenn es schon schwierig genug ist, den Kuchen erst mal zu backen.

Welche Arten der Doppelnovellen sind denkbar?

In diesem Einführungstext wurden bereits mehrere Grundformen angesprochen. Die häufigsten Doppelnovellen werden einfache Kreuzdoppelnovellen, Wünschelrutennovellen oder Doppelnovellen mit $T = 2$ sein. Diese sollen damit auch die Grundformen darstellen, alles andere sind Spezialformen, die mathematisch zwar sehr gut funktionieren, aber erzähltechnische Herausforderungen mit sich bringen.

Schlussbemerkung

Das Konzept der Doppelnovelle ist mit diesem kurzen Text nur angerissen, aber keineswegs in seiner gesamten Ausdehnung betrachtet worden. Wichtigster Kernpunkt ist jedoch, dass sich die Mathematik dafür gebrauchen lässt, grundsätzliche Strukturen der Doppelnovelle zu beschreiben, in dem Sinne, dass darüber diskutiert werden kann. Ob es notwendig ist, die mathematischen Grundbegriffe, die über die Sätze und Beschreibungen eingeführt wurden, weiter auszubauen, bleibt abzuwarten.

Eine sinnvolle Kurvendiskussion mit Ableitungsfunktionen, Integralbetrachtungen und Winkelberechnungen scheint sinnvoll, bietet aber auch das Einfallstor für Verwässerungen der bisher eindeutigen Struktur, die absichtlich begrenzt wurde (siehe Tripelnovellen ...).

Auch wäre eine Erweiterung von einem zweidimensionalen zu einem dreidimensionalen Koordinatensystem denkbar, auch wenn die Hinzunahme von handelnden Personen, Ortschaften oder Einzelmerkmalen durchaus auch zur Unübersichtlichkeit – oder ganz schwierig: zu Beliebigkeit – führen kann. Die Limitierung auf zwei Dimensionen in dieser Einführung hatte vor allem den Grund, dass die Erzählzeit und die Erzählebenen betrachtet werden sollen, nicht der Inhalt, da diese beiden Aspekte mathematisch bestimmbar und damit darstellbar sind – und eine mathematische Betrachtung, die zweifelsfrei dargestellt werden kann, ist erst einmal klar

vermittelbar. Dabei dienen vor allem die Sätze als Leitmaximen, mit denen man immer sicher nachvollziehen kann, ob und wenn ja, wie stark es sich um eine Doppelnovelle handelt.

Anhang: Die Sätze (als Sammlung)

Satz 1:

Die Erzählzeit ist für alle Novellen konstant und gleich.

Satz 2:

Der Abstand der Erzählebenen ist die „Höhe“ derjenigen Novelle, die nicht auf der x-Achse liegt.

Satz 3:

Im Prinzip sind die x-Achse und die y-Achse in alle Richtungen offen. Restriktive zeitliche und räumliche Gegebenheiten definieren jedoch ein nicht unendliches Raum/Zeit-Koordinatensystem.

Satz 4:

Der theoretische Maximalwert eines Grades ist 90° , doch dieser Wert ist aufgrund der physischen Umwelt nicht erreichbar (Einschränkung hierbei sind technische Hilfsmittel, wie man bei der Stufenovelle sehen wird). Bei zwei Novellen, die beide auf der Erde zur gleichen Zeit spielen, sind viele Faktoren so nahe beieinander, dass ein Wert von 45° kaum überschreitbar scheint, wobei anzumerken ist, dass dieser Wert ein Schätzwert ohne praktische Berechnung ist. Wohingegen die 90° -Regel dadurch nicht veränderbar ist.

Satz 5:

Wenn T die Anzahl der Treffpunkte (Nicht-Null-Annahme muss gelten!) innerhalb einer Doppelnovelle ist, dann existieren T + 1 Erzähllängen.

Satz 6:

Bei einer oszillierenden Doppelnovelle (mehrere Treffpunkte in kürzeren Abständen) kann aufgrund der Gradbeschränkung der Abstand der Erzählebenen nicht sehr groß sein. Bei T gegen unendlich geht der Abstand gegen 0, ohne 0 zu sein.

Satz 7a:

Die Aufsplitterung der Konvergenz- und Divergenzgrade auf die einzelnen Novellen, um die Einflüsse explizit ausweisen zu können, entspricht nicht 100 % dem mathematischen Prinzip und dient allein der Darstellung.

Satz 7b:

Die Summe aller Teilgrade ist gleich der mathematisch ermittelten Größe des Grades bei Fixierung der einen Novelle auf der x-Achse.

Satz 8:

Die Erzählzeit ist kontinuierlich bei Nichtannahme von Zeitreisen. Damit gibt es zu jedem Zeitpunkt x_i immer auch nur 2 Erzählebenen (je 1 pro Novelle).

Satz 9:

Unabhängigkeit. Beide Novellen innerhalb einer Doppelnovelle sind voneinander vollständig unabhängig. Jede kann für sich selbst existieren.

Satz 10:

Beide Novellen sind eigenständig. Wird die eine nicht erzählt, kann die andere dennoch erzählt werden.

Satz 11:

Die Anzahl der möglichen Erzählebenen und die Erzählzeit (also die Spanne zwischen Erzählbeginn und Erzählende) sind über die Novellenform limitiert. Eine Doppelnovelle besteht aus zwei (und nur aus zwei!) miteinander korrelierenden Novellen.

Satz 12:

Satz 12 sagt einfach, dass jede Doppelnovelle, in der die Erzählebenen und/oder die Erzählzeit gegen unendlich gehen, zum Roman wird.

Satz 13:

Satz 13 ist die Umkehr von Satz 12: Geht die Erzählzeit und die Erzählebene gegen Null, wird die Doppelnovelle zur Kurzgeschichte.

Satz 14:

Theoretisch gibt es mehr als nur die Novelle und die Doppelnovelle. Die Wahrscheinlichkeit, auf eine solche Form zu treffen, ist jedoch gering.